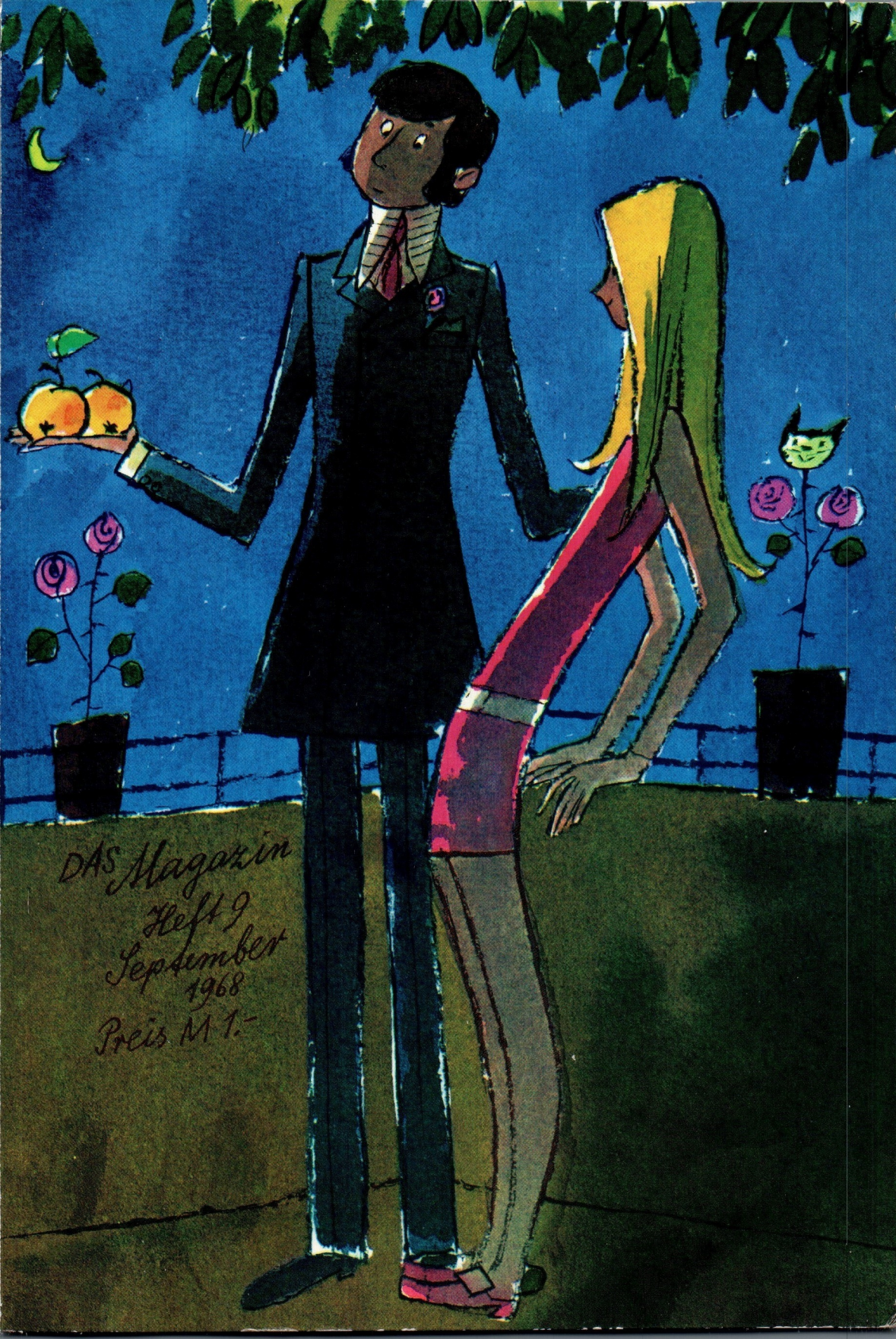
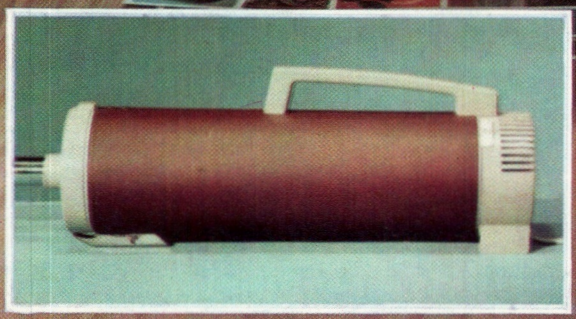
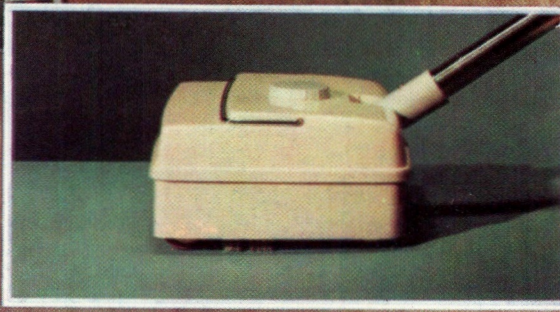

DAS Magazin
Heft 9
September
1968
Preis M 1.-

# DER FAMILIENRAT TAGT

wenn es um den Erwerb neuer Raumpflegegeräte geht. Ein ernstzunehmendes Thema. Darum schaltet sich IKA ELECTRICA ratgebend in das Gespräch ein: Lassen Sie sich im Fachgeschäft die Leistungsstärke und Zweckmäßigkeit des neuen Handstaubsaugers 7000.8 demonstrieren. In ihm sind alle Qualitätsmerkmale eines modernen Staubsaugers vereinigt. Und für die Teppichpflege bietet der Teppichschaumreiniger TSR 3 das neueste, beste und bequemste Verfahren.

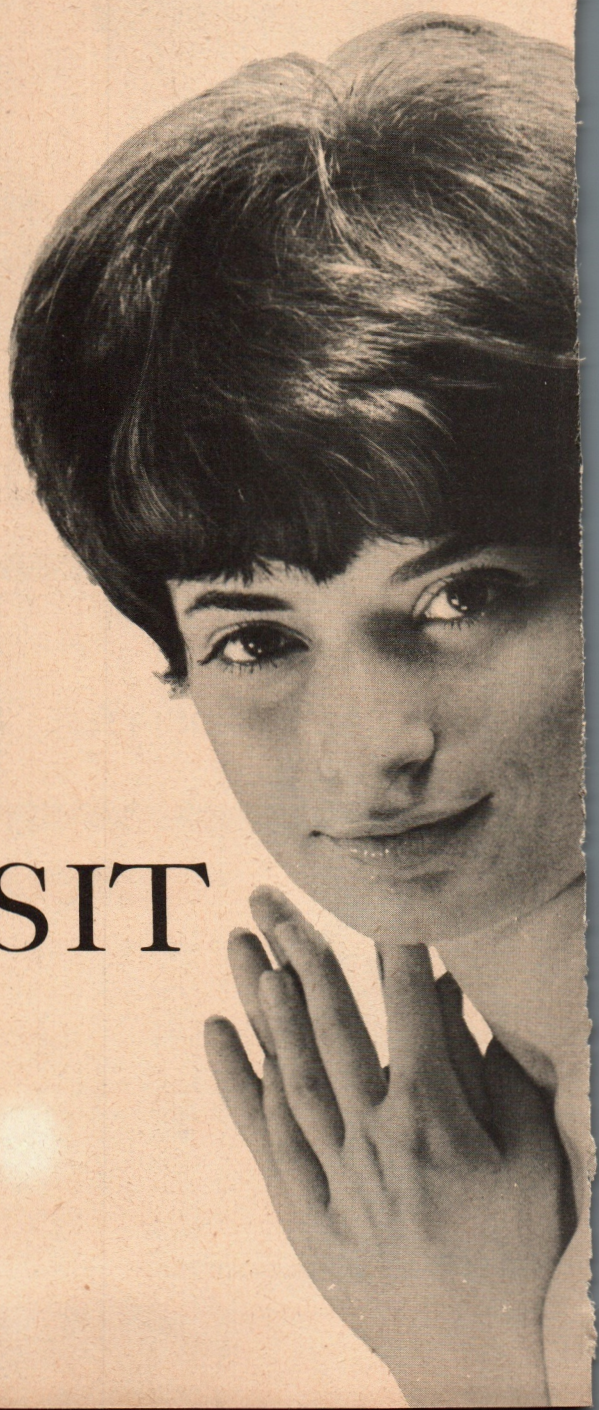




# IKA ELECTRICA

*Schönes Haar —*
*natürlicher Schmuck*

*Spitzentücher, Spitzenrüschen,*
*Spitzenhauben dominierten*
*vor rund 200 Jahren.*
*Aufputz bestimmte Schönheit!*
*Spitzenhauben am Tage im*
*Haus und auf der Straße.*
*Die Nachtkleidung ohne Haube*
*undenkbar – die natürliche*
*Wirkung des Haares – passé!*
*Damals!*



*PARFÜMERIE*

# EXQUISIT

*Bade- und Haarkosmetik · Berlin*

Das Haar je nach Eigenschaft
individuell pflegen.
EXQUISIT EI-SHAMPOON · EIDOTTER-
SHAMPOON · HAARWÄSCHE MIT ÖL ·
SHAMPOON-EXTRA · HAARKUR EXQUISIT

HÜP

# FÜR IHRE HAUT

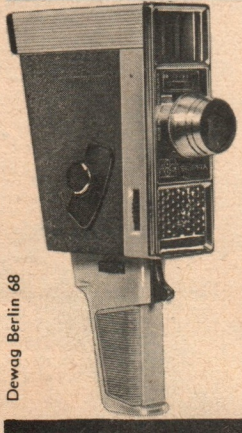
*Charlotte Meentzen*

KRÄUTER VITAL-KOSMETIK

## Schmalfilm im Super-Format

Super-8

Normal-8



Dewag Berlin 68

Die Admira-Supra-Kameras bieten 50 % mehr Bildfläche durch eine neuartige Perforation des Doppel-Super-8-Filmes.
50 ½ größeres Bildfeld gegenüber Normal 8 gewährleistet einwandfreie Totalaufnahmen sowie gleichmäßig scharfe, helle und brillante Projektion.

**ADMIRA-8-G-1-SUPRA** für Doppel-Super-8-Film 2 × 10 m ausgestattet mit einer präzis arbeitenden Belichtungsautomatik, brillantem Großbildsucher, automatischem Filmlängenmeßwerk, Bildwechselgeschwindigkeit – Einzelbild – 16/Bs ($^1/_{50}$ s) Federaufzug **285,– M**

**ADMIRA-8-G-0-SUPRA** mit den gleichen technischen Daten jedoch ohne Belichtungsautomatik **165,– M**

Der Fachhandel zeigt Ihnen gern diese leichten und handlichen Filmkameras.
Für Ihre Wiedergabe empfehlen wir Ihnen den Projektor AM-8-Super. **420,– M**

**beline** **gepflegt**

beline-Beinpflege erhält Ihre Beine gesund, straff, jugendlich frisch, leistungsfähig, frei von Verkrampfungen, Rötungen, rauher, welker Haut und Flecken. Speziell für die Beinpflege erprobte, biologisch aktive, vitamin- und hormonreiche Wirkstoffe machen beline-Beinpflege so wohltuend erfrischend in der Anwendung, die kaum mehr Zeit erfordert, als Sie zur täglichen Beinwäsche brauchen.

MAWA

beline-Beintonikum 3,60 M
beline-Beincreme 2,70 M

**Jg. Frau,** 37/1,64, mit 12j. Sohn, sucht netten Herrn bis 45 J. Bildzuschr. (zur.) erb. 72308 DEWAG, 806 Dresden

**Jg. Frau,** 24/1,65, dkl., wü. für 1½jähr. Tochter lieben, gutauss. Vater u. für sich Ehemann, mögl. Arzt oder ähnl. Bildzuschr. unter AV 1944 68 DEWAG, 501 Erfurt

**Die Bekanntsch.** zwei nett., gebildet. Herren wü. angeh. Ingen., 24 1,68, u. Pharm.-Stud., 21 1,60. Bildzuschr., auch einzeln, erbet. u. 8662 DEWAG, 29 Wittenberge, Bahnstraße

**Zwei fidele Mädch.,** 20/1,70, 1,71, wü. Bek. m. zwei nett., lebensl., int., sympath., jg. Herren. Bildzuschr. erw. MG 9934 DEWAG, 1054 Berlin

**Jg. Mädchen** sucht Briefw. m. solid. jg. Herrn üb. 21. Hobbys: gute Reisen und Sport. MH 9935 DEWAG, 1054 Berlin

**Mittvierzigerin** wünscht Bekanntschaft. RO 2429 DEWAG, 1054 Berlin

**Dipl.-Ing.,** 39/1,75, wü. sich wieder im Privatleben Ziel u. Freude. Möchte natürl., aufricht., verantwortungsv. Kameraden kennenl. (Heirat bei geg. Achtung u. Vertr.), der sich inhaltsvolles Familienleb. wünscht (Südbez. erw., Bild erw., gar. zur.). MI 9936 DEWAG, 1054 Berlin

**Zwei nette, jg. Freunde,** 24/1,70, marx. Weltansch., und 1,78, ev. u. vollblind, Inter. f. klass. Musik, Theater, Tonband, Schallpl. (beide Nichttänzer u. sehr real denk.), möcht. zwei nette jg. Mädch. pass. Alters kennenl. u. in Briefw. treten (spät. Heirat nicht ausgeschl.). Bildzuschr. erbeten an DEWAG, 485 Weißenfels, P 756. Erbitten nur ernstgem. Zuschriften

**Jg. Mann,** 32/1,72, dunkel, gesch., sucht für Haus und Garten sparsam., ehrl. Mädel od. Frau zw. spät. Heirat. Bildzuschr. erw. (gar. zurück). MK 9938 DEWAG, 1054 Berlin

**Angestellter,** 26/1,78, sportl., Nichtraucher, wü. Ehe mit schl. Lehrerin. Zuschr. unt. 440 DEWAG, 195 Neuruppin

**Jg. Mann,** 22/1,82, schlank, dkl., Nichtr., Int. f. Theater, Reisen, Tanz, sucht nettes, intell. Mädel, 18 bis 20, zw. Briefw. u. spät. Heirat. Nur ernstgem. Bildzuschr. (Antwort garantiert, Raum Thüringen bevorzugt). MJ 9937 DEWAG, 1054 Berlin

**2 Freunde,** 28/1,70, dklbl., wü. Bekanntsch. m. 2 nett. Mädchen (auch einz.), Bild Beding. (gar. zur.). Schriftl. Angeb. unt. Nr. 830 an DEWAG, 20 Neubrandenburg

**Naturwissenschaftler** in leit. Pos., 45/1,74, wü. sich die Bekanntsch. einer aparten, schlk. jg. Dame aus gebild. Kreisen, welche selbst den Wunsch hat, in einer Ehe nicht nur der Mittelmäßigkeit zu genügen, sondern neben ihren Obliegenheiten als Hausfrau in anderen Aufgaben noch Erfüllung zu finden. Gute Figur, elegant. Äußere u. ein wenig Selbstsicherheit wären sehr erw. Zuschr. mögl. aus d. Raum Berlin–Dresden–Leipzig mit Ganzfoto erb. Unbedingte Diskr. zugesichert. ML 9939 DEWAG, 1054 Berlin

**Bin 18/1,85,** suche auf diesem Wege, da Mangel an Gelegenheit, Bekanntsch. m. einem nett. Mädel bis 18 J. Bildzuschr. erwünscht. MM 9940 DEWAG, 1054 Berlin

**Drei Angehörige** der NVA, 20/1,75, 19/1,75, 19/1,72, möchten, da Mangel an Gelegenh., Briefw. m. 3 nett., jg. Mädchen aufnehm. (zw. spät. Heirat). Bildzuschrift. erwü., mögl. Raum Berlin (auch einzeln). MN 9941 DEWAG, 1054 Berlin

**Jg. Mann** von der Ostsee, 26/1,78, Masch.-Schlosser, gutausseh., lebensl., sportbegeist., Int. f. Musik und Tanz, wü. auf diesem Wege jg., nett. Mädel durch Briefwechsel kennenzul. (Bildzuschr. erw., andernfalls zurück). MO 9942 DEWAG, 1054 Berlin

# MODERNE FASERN

benötigen
moderne Pflegemittel!

**DUXAL 64***

erfüllt diese
hohen Ansprüche!

* DUXAL-CHEMIE · 8028 DRESDEN

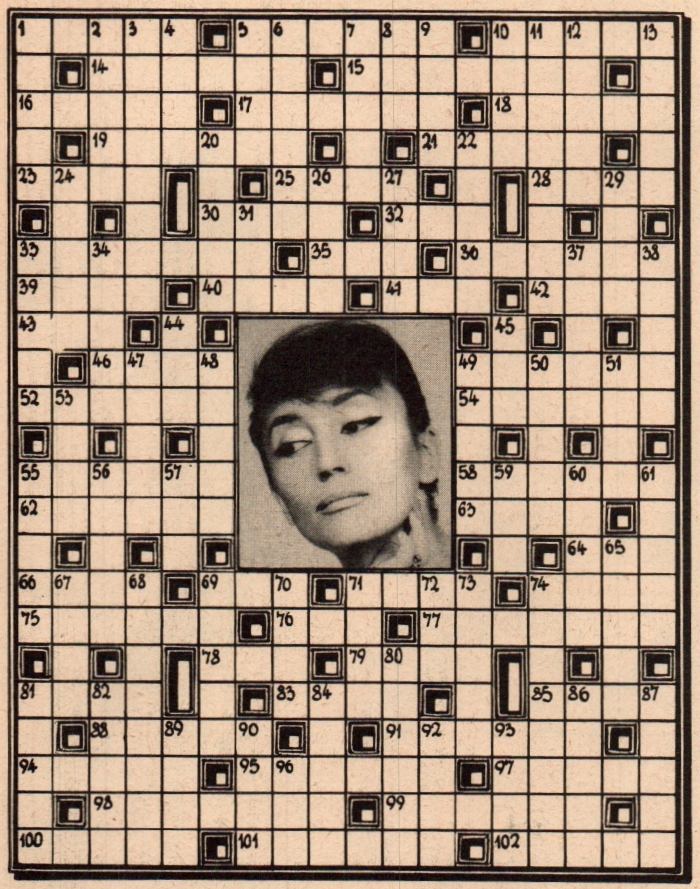
*Vertrauen*
*zur*
*TAMPON-*
*HYGIENE*

**imuna**

*gibt*
*Ihnen*
*Sicherheit*

*Der Tampon*
*mit dem Seifenblättchen*
*Erhältlich in Ihren Fachgeschäften*

# RÄTSEL



## AUFLÖSUNG DER ORAKELSPRÜCHE VON DEN SEITEN 62/63

1.
Dein Ringen und Streben
bringe Segen.

2.
Auch im Westen
und Norden geht die Sonne auf.

3.
Nimm dich vor dem Genuß
verbotener Früchte in acht.

4.
Betrog dich ein Schelm,
betrübe dich nicht.

5.
Nach reifen Trauben greife.

6.
Beim Rosenbrechen hüte dich
vor den Spitzen der Dornen.

7.
Was über dich beschlossen, ertrage
unverdrossen.

8.
Trübe Tage schaffen helle.

9.
Im Schleier der Nacht suche Trost
beim Erklingen der Gläser.

10.
Fliege nicht von Rose zu Rose.

11.
Aus schlichten Veilchen saugen
Bienen Honig.

12.
Schlicht und gerad sei bis an das
Ende.

13.
Es störe kein Harm deine Genüsse.

14.
Schenke Windbeuteln nie Glauben.

15.
Mangel, Kreuz und Weh sind oft
Begleiter der Laster.

### KREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. Singvogel, 5. sowjetische Hafenstadt am Schwarzen Meer, 10. Absonderung der Leber, 14. Stadt in Oberitalien, 15. finnische Industriestadt, 16. Wäschestück, 17. Stadt in der Südschweiz, 18. Grünfläche, 19. Zergliederer, 21. Autor des Romans „Die Chronik der Sperlingsgasse", 23. Himmelsrichtung, 25. Insel im Mittelmeer, 28. Nachlaß, 30. Mondgöttin, 32. ausgestorbener Riesenvogel, 33. westungarischer See, 35. Antilopengattung, 36. Stadt in Texas, 39. Halbedelstein, 40. sagenhaftes Meereswesen, 41. griechischer Buchstabe, 42. schweizerischer Nebenfluß des Rheins, 43. Sportruderboot, 46. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 49. Insel vor der Nordostküste Djawas, 52. fortschrittlicher chilenischer Dichter, 54. höchste Erhebung in der Türkei, 55. schmale Treppe, 58. mittelamerikanische Republik, 62. Komponist der Operette „Der Vogelhändler", 63. Nebenfluß der Fulda, 64. Handlung, 66. Insel im Indischen Ozean, 69. Bad im Spessart, 71. Kohleabfall, 74. römischer Kaiser, 75. französisches Grenzland, 76. Zeitmesser, 77. Bewohner eines Alpenlandes, 78. Erdart, 79. südfranzösische Stadt, 81. Himmelskörper, 83. Gestalt aus der Oper „Nabucco", 85. wasserhaltiges Magnesiumsilikat, 88. Gebiet ohne wesentliche Höhenunterschiede, 91. Halbmetall, 94. Flüssigkeitsmaß, 95. Doppelruder, 97. Heidekraut, 98. libanesische Hafenstadt, 99. Gestalt der griechischen Sage, 100. Lobrede, 101. Alarmgerät, 102. Aufgabe des Schauspielers.

**Senkrecht:** 1. Raubvogel, 2. Nebenfluß der Donau, 3. Autor des Romans „Die Kartause von Parma", 4. weiblicher Vorname, 5. europäische Hauptstadt, 6. Teil der Hand, 7. Schmutzteilchen, 8. Fluß in Polen, 9. Liebesgott, 10. Bezirk der DDR, 11. Oper von Richard Strauss, 12. Zeitschriftenabonnent, 13. Einbringen der Frucht, 20. Spielkartenrest nach dem Geben, 22. fortschrittlicher brasilianischer Dichter, 24. kurzhalsige Giraffe, 26. geographische Bestimmung eines Ortes, 27. Strom im östlichen Asien, 29. Landschaft zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, 31. einfarbig, 33. alte Schußwaffe, 34. Vorratsraum, 37. dünner, durchsichtiger Farbüberzug, 38. Rat der Alten im alten Rom, 44. Teil des Auges, 45. Ausschank, 47. Währungseinheit, 48. Gewürz, 49. Schriftsachenbehältnis, 50. Flaumfeder, 51. Milchfett, 53. Schwimmvogel, 55. Bühne, Auftritt, 56. Heldengedicht des Homer, 57. Wurfspieß, 59. ungarischer Lyriker, gest. 1919, 60. Genossenschaft von Werktätigen in der UdSSR, 61. Urheber, Verfasser, 65. Fläche, 67. Gestalt aus „Wallenstein", 68. Karikaturist der Gegenwart, 69. Himmelsrichtung, 70. synthetischer Kautschuk, 71. feines Apothekergewicht, 72. Gestalt der Nibelungensage, 73. Hanfart, 74. verträumt-schwermütiges Musikstück, 80. alte Sprache, 81. Sanftmut, 82. reines Warengewicht, 84. Punkt des geschlossen gedachten Himmelsgewölbes, 86. Luftgeist in Shakespeares „Sturm", 87. hornige Bekleidung der Wiederkäuerzehen, 89. See Nordamerikas, 90. Versdichtung, 92. weiblicher Vorname, 93. Stadt in Niedersachsen, 96. orientalischer Männername.

### AUFLÖSUNG AUS HEFT 8/68

**Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Frack, 4. Ferro, 8. Vaasa, 12. Raab, 13. Anlass, 14. Ostia, 17. Messe, 19. Stier, 20. Sternwarte, 22. Gera, 23. Sura, 24. Tenor, 26. Otsu, 28. Kadi, 31. Mann, 32. Aal, 34. Dill, 36. Man, 37. Oder, 40. Niere, 42. Molar, 44. Omega, 45. Geld, 46. Ter, 47. Teig, 48. Etage, 50. Pokal, 52. Seele, 54. Note, 55. Nis, 56. Tute, 58. Nil, 59. Nias, 61. Korb, 63. Trab, 65. Maure, 68. Efeu, 71. Robe, 73. Polarstern, 76. Eloge, 77. Gomel, 78. Karat, 79. Sergel, 80. Nora, 81. Klang, 82. Runde, 83. Trent. – Senkrecht: 1. Floss, 2. Aster, 3. Kran, 4. Fama, 5. Ebert, 6. Rasen, 7. one, 8. Vase, 9. Astronomie, 10. Asiat, 11. Aarau, 15. Stubai, 16. Irak, 18. Step, 21. Wadi, 22. Gran, 25. Omar, 27. Steg, 29. Adele, 30. Ilm, 32. Anden, 33. Legat, 35. Lotos, 36. Marat, 38. Degen, 39. Ravel, 41. Regenbogen, 43. Lek, 44. Oeser, 49. Tour, 50. Pisa, 51. Luk, 53. Litera, 55. Name, 57. Torr, 60. Brom, 62. Beta, 63. Tieck, 64. Arosa, 66. Upolu, 67. Elend, 69. Ferse, 70. Untat, 72. Berg, 74. Aloe, 75. Skat, 77. Ger.

ORWO
Film

**ORWO-Filme verdienen Ihr Vertrauen, weil sie zuverlässig sind. Ein wohlabgewogenes Sortiment von ORWOCOLOR- und ORWO-Schwarzweiß-Filmen gibt Ihnen stets die gewünschte „fotografische" Sicherheit.**

**VEB FILMFABRIK WOLFEN – Deutsche Demokratische Republik**

## Alle verwenden Seife ...

... weil sie für die Körperhygiene unentbehrlich ist. Tiefgreifende, hautschonende Reinigung, hohes Schmutztragevermögen und geringer Zeit- und Kostenaufwand sind die ausschlaggebenden Faktoren bei der Hautreinigung mit Seife.

Die Schönheitsseife „FAVORIT" ist ein Spitzenreiter bei der täglichen Körperpflege. Wohltuend und erquickend für die Haut und angenehm im Duft, ist die Toilettenseife „FAVORIT" schon längst zum Liebling der Schönheitspflege geworden.

Zur täglichen Körperpflege gehört eine gute Toilettenseife, denn

## ... Seife muß immer dabeisein

**VEB DECENTA · 73 DÖBELN**

– Betrieb der Erzeugnisgruppe Seife –

# DER VORNEHME HERING

Der Graf von Monte Christo und die drei Musketiere haben einen unscheinbaren Verwandten. Er heißt Hering. Alexandre Dumas hat ihm zwar kein so abenteuerlich bewegtes Leben verliehen wie jenen, ihm aber doch etliche sehr freundliche Zeilen gewidmet. Der produktive Autor, der die Geschicke seiner Helden auf manchen Seiten seiner Romane über die liebevolle Beschreibung kulinarischer Genüsse fast aus den Augen verlor, meinte nämlich: „Er ist ein hervorragender Fisch, von dem man viel Aufhebens machen würde, wenn er rar und teuer wäre."
Lob verpflichtet. Der Hering war sich dessen als Fisch von Welt bewußt. Er revanchierte sich – gab zu einer Vorspeise Gelegenheit, die (ob von Dumas oder ihm zu Ehren, sei dahingestellt) nach dem Schriftsteller benannt wurde:

Vignette:
Horst Hussel

## Hering Dumas

50–100 g Pilze
1 Zwiebel, 1 Bund Petersilie
1 Eßlöffel Butter

Und pro Person einen – wie auch bei den folgenden Rezepten frischen – Hering. Man braucht aber deren mehrere, und zwar aus sexuellen Gründen – Männlein und Weiblein. Bezüglich des Unterschiedes kann man einen Mediziner konsultieren; manchmal aber ist auch die Verkäuferin aufgeklärt.
Heringsrogen und -milch werden mit Butter, geriebener Zwiebel, gewiegten Pilzen, Petersilie, Pfeffer und Salz verknetet und dann in die entschuppten, ausgenommenen und vorsichtig entgräteten Heringe gefüllt. (Das Entgräten hat uns der Fischkoch des Fernsehfunks jahrelang in geradezu aufopfernder Weise gelehrt.) Nun werden die Fische einzeln in eingefettetes Pergamentpapier gewickelt, etwa eine halbe Stunde im Ofen oder Grill gebacken, auf angewärmten Tellern ausgepackt, mit Zitrone, Tomate oder anderem Gemüse garniert und zu Toast serviert.
Vor dem Essen allerdings möchte mein „auf wirkliche Erfahrung gegründetes Kochbuch", 1843 zu Hamburg im Dampfmaschinendruck von C. H. Stern hergestellt, Sie ausdrücklich warnen. Es behauptet, „daß man selbst die besten Fische nie so oft genießen darf, als anderes Fleisch, will man eine blühende Gesundheit erhalten". Das hält die heutige Ernährungswissenschaft jedoch für blühenden Unsinn. Hat sie doch zum Beispiel ermittelt, daß, wer nur 100 Gramm Hering verspeist, seinen Tagesbedarf an Eiweiß damit schon zu 20, den an Phosphor zu 23 Prozent gedeckt und ein beachtliches Quantum an Vitaminen (A, B und D) zu sich genommen hat. Ein Hering liefert uns genausoviel Vitamin D wie ein Eßlöffel Lebertran, dürfte den meisten Menschen aber besser schmecken, etwa in Gestalt von

## Krabbenversteck

Heringe
1 Dose Krabben
je 1 Eßlöffel Butter und Mehl
1/4 l Milch
und eine Tasse Schlagsahne

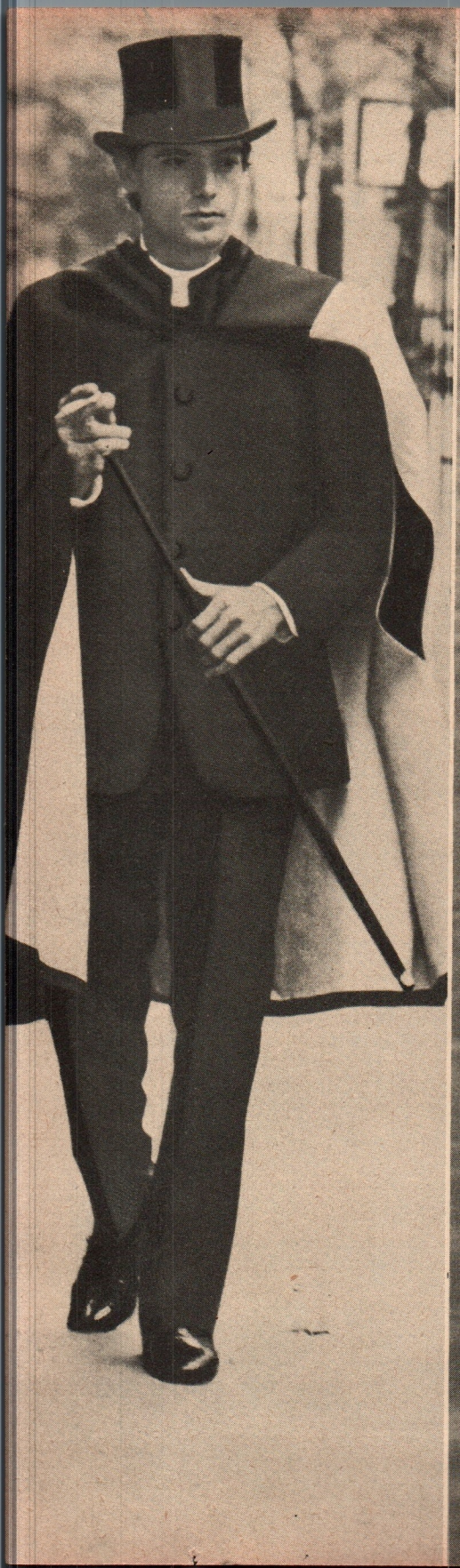
Die ebenso wie bei Dumas vorbereiteten Heringe werden mit Krabben gefüllt, zugenäht, zugesteckt (Holzstäbchen) oder mit Rouladenhaltern verschlossen und in eine eingefettete feuerfeste Schüssel gelegt. Die anderen Zutaten ergeben eine Béchamelsauce: Auf kleiner Flamme werden Butter und Mehl verrührt, bis sie goldgelb aussehen. Siedende Milch nach und nach dazugeben, bei ständigem Rühren zusammen mit Pfeffer, Salz und etwas Muskat fünf Minuten schwach kochen lassen, dann vom Herd nehmen und Schlagsahne darunterziehen. Mit dieser Sauce übergossen und mit Petersilie bestreut, kommen die Fische für 15 Minuten in den Backofen. Sie werden mit Kartoffelbrei gegessen.

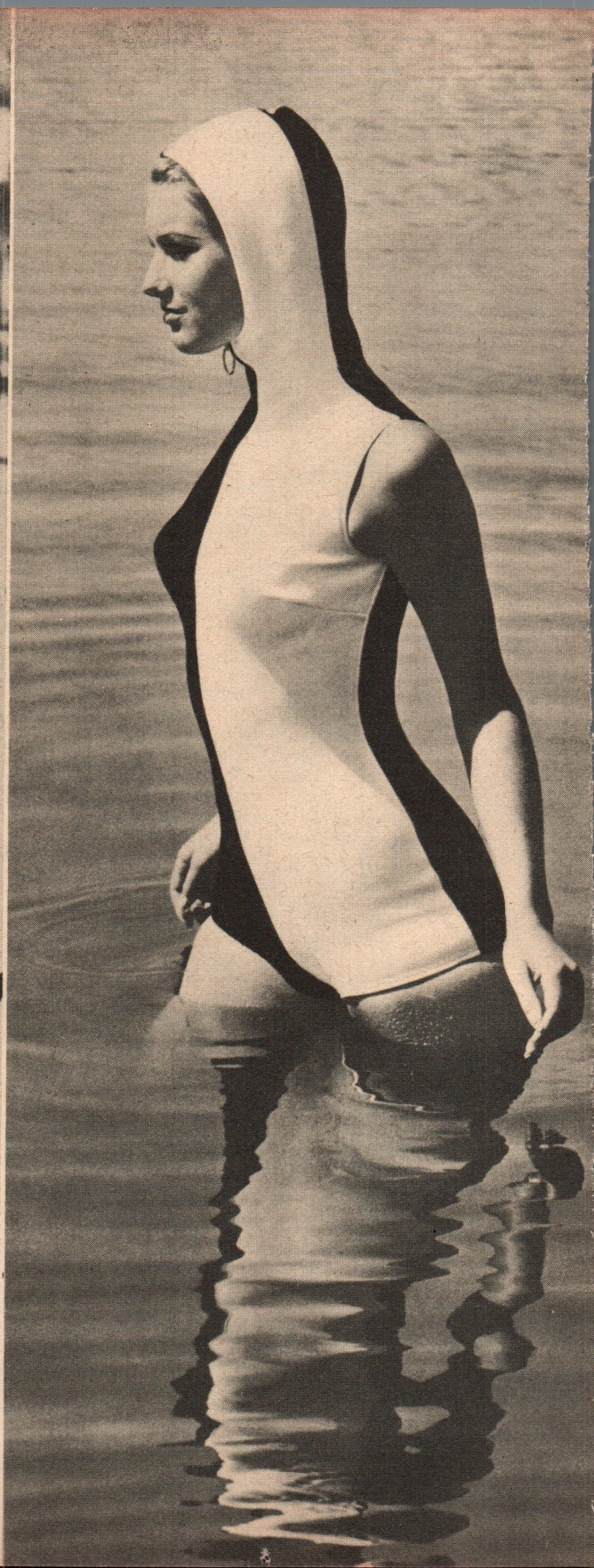
## Englischer Brathering

Senf, auch als Mostrich bekannt
Speck
Tomatenketchup und Zwiebeln

Die Heringe werden wie bei den vorigen Gerichten präpariert, innen mit Senf bestrichen – ein paar Blätter Estragon können hinzugefügt werden – und mit möglichst dünnen, aber großen Speckscheiben umwickelt. Feststecken mit Holzspießchen ist ratsam. So werden die Fische auf heißer Pfanne von beiden Seiten gebraten, dann zu Kartoffelbrei gereicht, der mit Ketchup und vielen gebratenen Zwiebelringen gewürzt ist.
Der Bückling ist übrigens auch nur ein Hering. Vielleicht probieren Sie einmal einen *Auflauf aus angebratenem Bücklingsfleisch und Reis*, der mit Kräutern und geriebenem Käse vermischt und mit einem Ei und etwas saurer Sahne übergossen wird.

**Ihr „Magazin"-Koch**





ken des Krans, der gute zweihundertfünfzig Kilo wog. „Mit dem Haken?" sagte Antoine.
Man brauchte ihn nur plötzlich hinunterzulassen, um alles wegzufegen. Marius sagte nichts. Steine knallten gegen das Gestänge. Michel untersuchte den großen Ölbehälter und ein Dutzend Eisenstangen zu seinen Füßen. Er schien ruhig zu sein. Octave bückte sich und sagte zu einem blonden Kerl, der sich an der Leiter festhielt: „Wenn du weitersteigst, geht es dir schlecht." Der beeilte sich wieder hinunterzusteigen. Sie waren nur ein halbes Dutzend, aber sie waren die Arbeiter von Paris und auch von Frankreich, angefangen mit Saint-Etienne, woher Marius kam, bis zu Caen, der Geburtsstadt von Roger, von Chamboulive, einem Dorf in der Corrèze, Antoines Heimat, bis Château-Chinon, wo Michel aufgewachsen war. Sie wechselten nur selten ein paar Worte und manchmal ein Lächeln. Jeder sann vor sich hin. Marius, Sohn eines Arbeiters, sah seinen Jüngsten vor sich, eineinhalb Jahre alt: er konnte schon gut laufen; Michel, Arbeitersohn, besuchte seine Frau, Angestellte in einer Apotheke, die ihr erstes Kind erwartet; Antoine, Enkel eines Bauern, Sohn eines Arbeiters, ging unschlüssig durch sein Dorf. Von ihrem Platz aus konnten sie über die Menge weg die Flamme auf dem Grab des unbekannten Soldaten sehen, der Arbeiter oder Bauer gewesen sein mußte.
Wieder gingen einige Männer gegen sie vor. Ein paar hantierten mit Hebeln und Brechstangen und versuchten, den Kran umzustürzen.
Roger blickte um sich: nicht ein Arbeiter war da zu sehen. „Wenn es Arbeiter wären", sagte er zu den Polizisten, „hättet ihr reingeschossen."
Es war ein Aufschrei, der ohne Antwort blieb. Roger dachte: Wenn der Kran auf die Menge stürzt, gibt es Dutzende von Toten. Er stieg die Leiter hoch und sagte den beiden Jungen:
„Wir nehmen sie runter."
„Nein, auf keinen Fall", sagte Michel, und Octave rief zur Kabine hinauf:
„Roger will, daß wir sie abnehmen."
„Nein", sagte Marius, der über der Falltür stand. „Nichts wird abgenommen."
„Die Sache läuft schief", sagte Roger. „Ihr seht ja, wie das enden kann. Macht schon, damit es keine Sauerei gibt."
Sie diskutierten lange. Schließlich kletterten Octave und Marius nach oben. Die Fahne war mit Draht befestigt, den man aufbiegen mußte. Das dauerte eine Weile; die beiden hatten es nicht gerade eilig. Im Augenblick, da sie ihre Arbeit beendeten, erschien ein Schatten auf dem Balkon der Pariser Commerz-Bank, deren Präsident und Generaldirektor gerade Industrieminister werden sollte. Der Schatten hängte drei Trikoloren auf, die vorsichtigerweise mit dem Lothringer Kreuz versehen worden waren. Die Menge, der Dassault gehörenden Bank zugewandt, applaudierte.
Der von Fallschirmjägern, eleganten Herren und Gorillas begleitete Mann ging auf Roger zu.
„Danke", sagte er, „unser Ordnerdienst ist nicht ausreichend."
„Unserer schon, wenn wir demonstrieren", sagte Roger. „Wie können Sie eigentlich das Land leiten?" fragte er, ohne zu wissen, daß sein Gesprächspartner ein Minister war.
Die Menge räumte die Baustelle. Die Streikposten standen unten vor dem Kran zusammen. Sie hatten eine Stunde und fünfundvierzig Minuten lang die rote Fahne verteidigt. Sie brauchten nur noch über die Avenue de la Grande Armée zu gehen und sich in der Umkleidebaracke einzuschließen.
„Wir haben ihnen nicht aus dem Weg zu gehen", sagte einer der sechs. „Wir haben unsere Ehre zu verteidigen. Es geht schließlich um unsere Ehre."
Sie gingen vom Kran weg quer über die weite Baustelle, um am Etoile, mitten in der Menge, herauszukommen. Sie gingen dicht nebeneinander und folgten dem längsten Weg. Die Menge teilte sich vor den sechs in ihren blauen Arbeitsanzügen und weißen Schutzhelmen. Alle verstummten.
Sie wandten sich nach rechts, dann nach links und erreichten den entfernten Eingang zur Baustelle. Eine Gruppe drängte sich vor dem Tor: ein junger Mann und eine junge Frau, ein paar Jungen, andere bescheiden angezogene Leute noch. Einer fragte:
„Wie viele wart ihr da oben?"
„Vier", sagte Marius. Die junge Frau gab ihm einen Kuß. Drinnen, die Barackenwand entlang, standen fünfundzwanzig Gendarmen, damit beschäftigt, ihr Wasser zu lassen.
„Wir streiken seit elf Tagen", sagte Antoine. „Bei uns ist es sauber, das Material ist in Ordnung, und die Ordnungshüter machen alles dreckig. Haut ab und pißt woanders", brüllte er. Die Gendarmen suchten das Weite, ehe sie zu fluchen und zu schimpfen begannen.
Im Grand Cercle wurde noch gespielt. Luxuswagen kreiselten um den Triumphbogen, Fähnchen mit dem Lothringer Kreuz wurden geschwenkt, und die Hupen wiederholten die beiden Worte, die sie an gleicher Stelle vor ein paar Jahren von sich gegeben hatten: „Algérie française".
„Das", sagte Roger, „werd' ich mein Lebtag nicht vergessen."
„Wir haben die Fahne hochgehalten", sagte Antoine.
Und Octave sagte:
„Es war ein revolutionärer Akt."
Am nächsten Tag erstand über der Bank und dem Spielklub die rote Fahne aus der Asche: Der Streik auf der Baustelle Etoile ging weiter.
(Deutsch von St. H.)

VLADIMIR POZNER

# BAUSTELLE ETOILE

**Fortsetzung von Seite 9**

Enkel von Versaillern, den Henkern der Kommunarden, Ladenbesitzer neben einem Bankier, die nicht wußten, daß er es war, der sie bankrott gemacht hatte, Trägerinnen von Werken der Haute Couture, die Spezialisten in schmutzigen Geschäften schöne Augen machten, Geldleute, die sich mit gezogenem Hut vor der Herzogin de La Rochefoucauld verbeugten, deren Vorfahr (durch Heirat) vor dreihundert Jahren geschrieben hatte: „Was wir für Tugend halten, ist oft nur ein Gewebe verschiedener Handlungen und Interessen, die der Zufall oder unsere Geschäftigkeit aneinanderzureihen weiß." Auch ein alter Mann, ein Minister,* der seinen Namen einem Schriftsteller gestohlen hatte, der sich der conditio humana und der großen Hoffnung der Menschen bewußt gewesen war, ein Phantom, das nun die Zeit der Verachtung durchlebte.

Die beiden älteren Streikenden, aufrecht über der Falltür der Kabine, die beiden jüngeren, auf das Gestänge der Plattform gestützt, beobachteten das Gewimmel zu ihren Füßen. Ein paar Männern war es gelungen, die eine Tür zur Baustelle einzudrücken. Die Schreie von unten wurden stärker. „Faule Kerle! An die Arbeit!" brüllten gutgekleidete Männer mit Hut und Krawatte, mit weißen Händen und gepflegten Nägeln. „Kommunistische Mörder!" johlten in Uniform, Revolver am Gürtel, Fallschirmjäger, die vor einigen Jahren noch davon geträumt hatten, über Paris niederzugehen und die Franzosen so zu behandeln, wie sie die Algerier behandelt hatten. Sie alle toben gemeinsam: „Verbrennt die rote Fahne!" Wie hätte man wissen können, ob Haß oder Furcht sie trieb. Beides ohne Zweifel.

Immer mehr gaullistische Demonstranten drangen auf die Baustelle vor. Die Menge quoll über die Avenue de la Grande-Armée hinaus, die einen drängten die anderen weiter, die Bauzäune brachen zusammen, die Leute rückten vor, sie umgaben den Kran, an dessen Fuß Roger Wache hielt. Sie duzten ihn, nannten ihn Miststück, verlangten, er solle die Fahne niederholen lassen, und während die einen ihn bedrängten, gingen andere zum Angriff über.

Die vier Arbeiter beobachteten sie da oben aus ihrer Gefangenschaft.

„Man schlägt sich ja nicht für den Kran", sagte Antoine, „sondern für die Fahne."

„Ich werde mal anfahren", sagte Marius.

Er streckte den Arm aus und ließ den Motor an. Der Kran bewegte sich vorwärts. Die Kletterer sprangen ab und brachten sich in Sicherheit.

Seit einigen Minuten hatten die Demonstranten begonnen, die Arbeiter mit Steinen zu bombardieren. Die Kabine bot Deckung, nicht aber die Plattform. Man hörte, wie die Steine das Metallgestänge trafen. Eine Gruppe, in der einige den Kampfanzug der Fallschirmjäger, andere Rock, weißes Hemd und Krawatte trugen, hatte sich dem Kran genähert. Sie drängten sich um einen nicht mehr jungen Herrn; es war ein Minister, übrigens der, der sich um die Jugend zu kümmern hatte. Neben ihm standen ein paar Geheimpolizisten, die man Gorillas nennt. Die Menschenaffen hatten ihre Jacken aufgeknöpft, um den Streikposten ihre Pistolen zu zeigen.

Marius wollte den Kran wieder in Gang setzen.

„Halt! Warte!" sagte Antoine.

Die Demonstranten hatten Keile unter den Kran geschoben. Er wäre umgestürzt, hätte er sich weiterbewegt.

Jetzt mußte er stehenbleiben, und neue Angreifer versuchten, ihn zu erklettern.

Antoine und Marius beobachteten die beiden Männer, die bis zur Leiter vorgedrungen waren.

„Laß sie nur noch ein bißchen höher kommen", sagte Antoine.

„Und dann den Ölkanister in die Fresse", sagte Marius.

Er wartete den richtigen Moment ab.

Etwa dreißig Gendarmen drangen in die Baustelle ein, beobachteten, was vorging, schweigend, die Hände auf dem Rücken. Ringsumher johlte die Menge, aber Vorsicht war jetzt geboten. Ein Mann ging auf den Kran zu. Er schwenkte ein weißes Tuch, um zu zeigen, daß er verhandeln wolle.

„Kommt herunter!" schrie er. „Wir tun euch nichts. Kommt herunter!"

Er wartete. Keine Antwort.

Von oben gesehen schienen die Baustelle, die Avenue, der Platz von Ameisen zu wimmeln. Da unten mußten zehntausend, zwanzigtausend und noch mehr Leute sein. Neben dem umgestürzten Bauzaun sammelte einer der beiden Kletterer, von oben bis unten in Öl gebadet, Geld, um seinen Anzug zu ersetzen. Roger war nicht einen Schritt vom Fuße des Krans gewichen. Ein Mann näherte sich ihm.

„Wir haben nichts gegen die Arbeiter", sagte er. „Nur gegen die Fahne. Ihr hättet sie nicht gerade am Etoile hissen sollen. In dem Viertel hier hat man so was noch nicht gesehen."

„Man wird es wieder sehen", sagte Roger. „Wenn ihr so stark seid, warum geht ihr nicht zu Renault?"**

Die Sonne war untergegangen. Schatten fielen über den Platz, immer noch drang das Geschrei zu den anderen empor. Die beiden Jungen auf der Plattform schwiegen. Marius betrachtete den Ha-

---

* Gemeint ist der französische Minister für Kultur und bedeutende Schriftsteller André Malraux. Drei seiner Werke haben die Titel „La Condition Humaine" („So lebt der Mensch . . ."), „Die Hoffnung" und „Die Zeit der Verachtung". D. Übers.

** Es handelt sich um die Automobilwerke.

*Bild 7:* Ein anderes interessantes Hosenensemble: Die Hose ist schmal und lang, die ebenfalls lange Jacke ist kragenlos.
Modell: Fouks, Paris
*Bild 8/9:* Mal lang, mal kurz: Alles geht, wenn's Ihnen steht. Sportliche Wollkleider von Jacques Delahaye aus der französischen Modellkonfektion Herbst und Winter 1968/69
*Bild 10:* Jugendliche Capemäntel aus reversiblen Geweben. Sie sind oben schmal und zum Saum capeartig ausgestellt. Kimono- oder Raglanärmel geben die bequeme Weite.
Modelle: Deutsches Modeinstitut
*Bild 11:* Gestricktes Jackenkleid mit Querstreifen in Lindgrün und Beige.
Sowjetisches Modell
*Bild 12:* Sehr eleganter nachtblauer Wollabendmantel in der Redingoteform. Beachten Sie auch hier den breiten Gürtel, das schmale Oberteil und den weitfallenden Rock. Der Pelzkragen ist aus Rotfuchs.
Modell: Christiane Bailly, Paris
*Bild 13:* Aparter Tagesmantel aus Wolle und Mohair. Der kragenlose Ausschnitt wird mit einem Rollkragenpulli oder einem Schal ausgefüllt. Interessant sind die Zierstepperein.
Modell: Basta, Paris
*Bild 14/15:* Für ganz junge Damen die lange sportliche Jacke, zweireihig geknöpft, dazu passend lange, nach unten ausgestellte Hosen. – Oder ein Sonntagsnachmittagsausgehmäntelchen aus dunkelblauer Wolle mit kleinen Goldknöpfen.
Modelle: Hechter und Michel Pelter, Paris

7

8

9

11

12

13

bis 3000 neuen Francs kosten! International zeichnet sich eine ziemlich beständige Modelinie ab, die den krassen Wechsel von Saison zu Saison vermeidet. Man braucht wirklich keine permanente Revolution der Mode. Die Röcke variieren zwischen gerade bedecktem Knie und 15 Zentimeter über dem Knie. Wie Sie sich entscheiden, liebe Leserinnen, hängt von Ihrem Geschmack und Ihren Beinen ab. Das ist so wie mit den Haaren, die eine trägt sie kurz, die andere lang. Hie und da werden die sogenannten Maxiröcke gezeigt, auf große Gegenliebe scheinen sie aber (noch) nicht zu stoßen, vorläufig ist Mini Trumpf. Immer mehr sieht man dreiteilige Ensembles: Kleid–Jacke–Mantel, Rock–Weste–Mantel oder Rock–Jacke–Mantel. Sehr praktisch und vielseitig verwendbar.

Der bekannte Couturier Louis Feraud konnte auf seiner Modenschau mit einer besonderen Attraktion aufwarten, die Pariser Tagesgespräch war: Sein Starmannequin für zwei Wochen war die bildschöne Tamara aus der Sowjetunion, 21 Jahre alt, Ehefrau und Mutter. Er hatte sie aus Moskau mitgebracht, wo er im Auftrage der Sowjetregierung eine Modekollektion gestaltet hat. Tamara sollte seine stark von der russischen Folklore inspirierten Modelle stilecht vorführen.

Sehr aktuell ist das schmale Kostüm mit hüftlanger Jacke aus rustikalem Tweed mit Pelzbesatz. Die gegürtete Redingote mit schmalem Oberteil und weitem Rock ist Königin unter den Mänteln. Breite Gürtel werden auch auf Jacken und Kleidern getragen. An die Kindertage unserer Mütter erinnert der wieder in Mode gekommene Pelzmuff, der an einer Metallkette um den Hals getragen wird. Hohe, sehr hohe Stiefel sind ein weiteres Requisit für das modische Bild der kommenden kühlen Tage.

Hil

*Bild 1:* Schmaler Paletot mit hochgestelltem Pelzkragen und Pelzmanschetten

*Bild 2:* Typisch für dieses Winterkleid sind der anliegende Stehkragen, der asymmetrische Verschluß und die langen weichfallenden Ärmel, die am Handgelenk mit schmalen Manschetten enden. Der Bahnenrock ist weich und schwingend.

*Bild 3:* Sportlich-elegant ist dieses langgestreckte Winterkostüm aus Tweed. Auch hier stehen im Blickpunkt Kragen und Manschetten aus Pelz. Dazu die passende Pelzkappe.
Alle drei Modelle Deutsches Modeinstitut, Berlin

*Bild 4:* Beiger Wollmantel mit breitem orangefarbenem Gürtel. Dieses Modell kommt aus Rumänien

*Bild 5:* Dieses flotte Wollbouclé-Kostüm im Militärstil zeigte Ungarn

*Bild 6:* Der Hosenanzug ist auch für die kühle Jahreszeit aktuell. Dieses dreiteilige Tweedensemble kommt ebenfalls aus Rumänien.

# WÄRMENDE HÜLLEN FÜR KÜHLE TAGE

Zwischen damenhafter Eleganz und jugendlich-sportlichem Chic bewegt sich die Modelinie für Herbst und Winter 1968/69, wie sie auf der 10. Tagung der ständigen Arbeitsgruppe für Fragen der Bekleidungskultur im Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe im Frühjahr dieses Jahres in der Berliner Kongreßhalle präsentiert wurde. Hinter dieser nüchternen, zähflüssigen Bezeichnung verbarg sich das Défilé künstlerisch und handwerklich hochwertigen Modeschaffens aus der Sowjetunion, aus Polen, Rumänien, der ČSSR, Ungarn, Bulgarien und der DDR, vorgeführt von charmanten Mannequins.

Leicht zu tragen und leicht zu pflegen ist die Devise: Deshalb dominierten Mischgewebe mit synthetischen Faseranteilen. Im allgemeinen zeugten die Entwürfe von Talent und Intelligenz und Verständnis für die Bedürfnisse der modernen, arbeitenden Frau. Die DDR-Kollektion gefiel den kritischen internationalen Fachleuten, weil hier neue, sich international abzeichnende Tendenzen eigenschöpferisch umgesetzt wurden.

Wir zeigen auf diesen Seiten einige Beispiele aus verschiedenen Ländern, die an der Tagung teilgenommen haben, aber auch neue Modelle aus Paris, das noch immer das bedeutendste Modelaboratorium der Welt ist, in dem neue Ideen ausgeknobelt und ausprobiert werden, wenn es auch in der französischen Haute Couture weiter kriselt. Die berühmten Häuser Balenciaga und Castillo haben ihre Pforten geschlossen, die andern gehen mehr und mehr zur Modellkonfektion über, mit der sie neben der Parfüm- und Kosmetikproduktion das meiste Geld verdienen. Das wiederum hat die Midinettes, die hochqualifizierten Näherinnen der Haute Couture, auf den Plan gerufen, die darin eine Verletzung ihrer Berufsinteressen sehen. Die Haute Couture ist keine Serienarbeit wie die Modellkonfektion, die im Stücklohn bezahlt wird. Nun kämpfen die Midinettes in ihrer Gewerkschaft um die Beibehaltung ihres alten Status. Der Schreck über die Ereignisse des Mai und Juni dieses Jahres, da 10 Millionen Arbeiter in Frankreich für höhere Löhne und bessere Lebensbedingungen streikten, scheint auch den Herren und Damen der Pariser Haute Couture in die Beine gefahren zu sein. So schreibt eine bekannte Modejournalistin, die Kollektionen für Herbst und Winter seien im Gegensatz zum Vorjahr eher nüchtern und düster. Schwarz und Dunkelgrau dominieren, die Eleganz ist nicht ostentativ, sondern zurückhaltend, sie zeigt sich mehr in der Linie als im Aufputz. „Es ist chic, in diesem Herbst nicht reich auszusehen." Stimmt, man sieht es den einfachen schwarzen Fähnchen auf den ersten Blick nicht immer an, daß sie die Kleinigkeit von 2000

# Abgehörtes

Nach einer Sängerschwemme macht ETERNA zur Abwechslung auf zwiefache Weise, piano und forte, auf das Pianoforte aufmerksam. Leider nicht mit Neuproduktionen, sondern lediglich in den um eine Sonate bereicherten Klavierkompositionen von *Ludwig van Beethoven*, die bereits vor Jahren erschienen, stellt sich *Günter Kootz*, einer unserer profiliertesten Pianisten, vor. Hoffen wir auf eine erneute Begegnung unter neuen Vorzeichen. Noch willkürlicher als auf der Beethovenplatte erfolgte die Auswahl für *Klavierstücke – bekannt und beliebt*. Der kleine weiße Esel von Ibert kann wirklich nicht mehr als eine Eselsbrücke vom Hummelflug über die Liebesträume zum Zug der Zwerge Griegs Für Elise schlagen, so sehr auch Siegfried Stökkigt bemüht ist, jedem der 14 Charakterstücke eigenes Profil zu geben.

Dresdner Künstler prägen das Gesicht der 27. Platte in der ETERNA-Reihe *unsere neue musik*. In hervorragender Manier musizieren die Dresdner Philharmoniker unter Kurt Masur und setzen sich mit starker Intensität für zwei in Form und Ausstrahlung so gegensätzliche Werke wie die *Afrikanische Sinfonie* von *Karl-Rudi Griesbach* und die *Konzertante Musik für Flöte, Bratsche und Orchester* von *Otto Reinhold* ein.

Winterstürme wichen dem Wonnemond, seit das Hojotoho der *Walküre* erstmals durch ETERNAs Vorankündigungen geisterte. Jetzt nahm sie – in Form einer Kassette mit fünf Platten – Gestalt und Stimme an. Birgit Nilsson leiht der Brünnhilde den makellosen ehernen Glanz ihres hochdramatischen Soprans – ein Hochgenuß für jeden Wagnerianer. Ein Erlebnis ist auch der stimmgewaltige James King als Siegmund, ergreifend Hans Hotters Wotan. Voller Feuer, nicht allein im Feuerzauber, spielen die Wiener Philharmoniker unter Georg Solti.

Einmal mehr wird bei Amiga durch einen französischen Künstler die Palme davongetragen: *Charles Aznavour*. In zum größten Teil eigenen Titeln läßt er uns, gewürzt durch seinen unverwechselbaren Charme, der Liebe Lust und Leid in der Morgendämmerung und unter Regenwolken miterleben. Nach wie vor problematisch bleibt die ETERNA-Serie *Große Sänger der Vergangenheit*. Bei *Leo Slezak* ist zwar zum größten Teil der seine Vorgänger begleitende Klimperkasten gegen eine Art Kaffeehausorchester ausgewechselt worden, das Lohengrins Abschied mit rührender Zurückhaltung untermalt. Wenn aber im Venusberg wiederum die Tasten rauschen, schweigt des Hörers Höflichkeit . . .

**Gruß von der Plattenbar**

# Ausgelesenes

„Beständig war er darauf aus, sie zu beglücken, war allemal verzagt, wenn er nicht Stund' um Stund' konnt' ihren Leib wollüstig an den seinen drücken, mit seinem Mund nicht ruhen konnt' an ihrem Mund." Darlegungen solch delikater Art vermutet ein arglos Mensch schwerlich in einer Sammlung „Klassischer persischer Dichtung". Um so freundlicher begrüßt man die von *Werner Sundermann* herausgegebene Anthologie *„Lob der Geliebten"*, die angenehme Gelegenheit bietet, mit einer schon von Goethe und seinen Zeitgenossen geschätzten fremdartigen Dichtkunst vertrauten Umgang zu haben. Wer dunkle Exotik fürchtet, den werden die gesunde Sinnenfreude, der Witz und die Konkretheit dieser Werke überraschen.

(Rütten & Loening, 18,60 M)

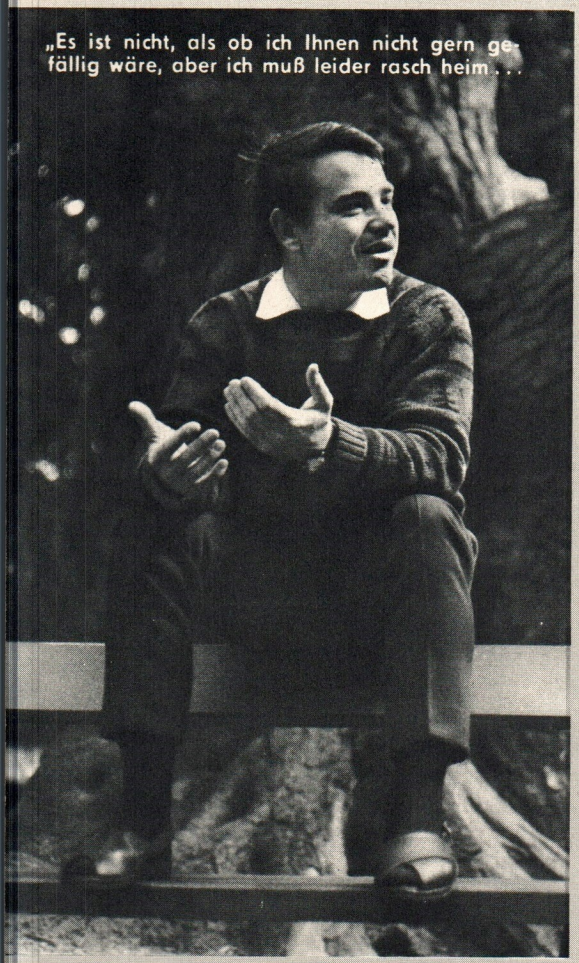
Das Pferd Gulsary stirbt. Einst ein exzellenter Traber, ein Paßgänger von Geburt, hochgerühmt unter Kirgisiens Rossen, stirbt es nun alt und abgetrieben auf jenem Weg, den es so oft staubwirbelnd zurückgelegt hat. Bei ihm sitzt sein erster und letzter Herr, der Hirt und Züchter Tanabai. Er überdenkt Lebensstationen des Pferdes, die zugleich Stationen seines eigenen Lebens sind. Innerhalb dieser schlichten Konstellation, auf den kaum mehr als 200 Seiten seines Romans *„Abschied von Gulsary"*, macht uns der Kirgise *Tschingis Aitmatow*, längst einer der führenden sowjetischen Schriftsteller der jüngeren Generation, ein überaus herzhaftes Bild vom wahren Menschen Tanabai. Großartiger Höhepunkt die Schlacht, die Tanabai für die Rettung seiner Schafherde schlägt.

(Verlag Volk und Welt, 6,20 M)

Wer war der nette, gebildete Herr, der an einem schönen Morgen mit stumpfem Gegenstand den Rentner Krug erschlug? Warum hat er es getan? Der Titel des neuen Kriminalromans von *Werner Steinberg „Und nebenbei: ein Mord"* gibt zumindest eine Teilantwort auf die zweite Frage. Wer mehr wissen will, muß sich schon an den Ermittlungsarbeiten der Kriminalisten Beckenbauer und Christ beteiligen. Das kann man hier nämlich, und das ist der erste Vorzug des Buches. Der zweite liegt zweifellos in der konkreten gesellschaftlichen Verankerung des Geschehens. Solchen Vorzügen entsprechen jedoch zwei Nachteile: der überreichliche Autorenkommentar, der Ermittlungsergebnisse und Vorgänge allzu flink und beredt in die gewünschte Richtung deutelt, sowie die recht aufdringlich-vordergründige Darstellung der opportunistischen Karrieretaktik des Kriminalrats Adam.

(Verlag Das Neue Berlin, 7,80 M)

**Ihr Ausleser**



hat *Hilmar Thate* als Galy Gay in Brechts „Mann ist Mann" zu sagen.

„Oder dachten Sie,
ich sage so etwas
auf einer Parkbank?"

7

8

9

10

11

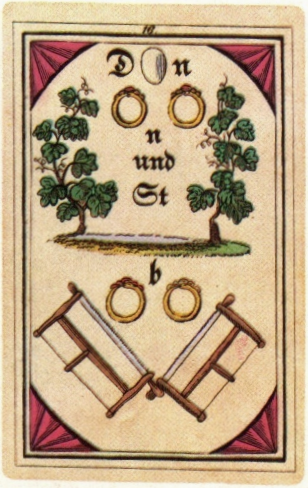
12

13

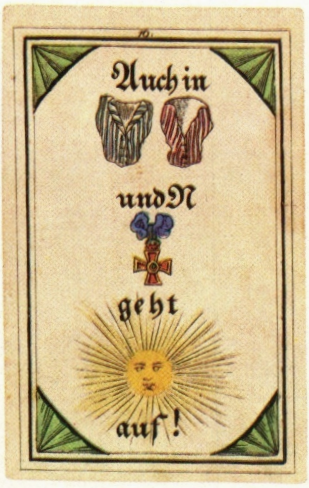
14

15

1




2




3

## ORAKEL-SPRÜCHE

„Greife ein Blatt der sechs und dreißig Blätter und fasse den Sinn! – Die einzelnen Buchstaben der Wörter oder Theile von Wörtern geben mit der Benennung der dargestellten Dinge die darin verborgene Rede."

Soweit die Bedienungsanleitung zu einem Bilderrätsel und Kartenspiel aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, das uns der Naumburger Spielkartensammler *Herr Erwin Kohlmann* freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

„In Gesellschaften können die Kärtchen vorzüglich zum Pfänderspiele gebraucht werden, und zwar erstlich durch das Lesen der Hieroglyphischen Schrift . . . Die Gesellschaft setzt sich, wo möglich in bunter Reihe, in einem offenen Kreis und nach der Reihe ziehet ein Mitglied nach dem anderen und muß", nachdem es die Orakelsprüche gelöst hat, „nach dem Sinne der Kärtchen thun oder leiden, was nach der Nummer der Kärtchen aufgegeben ist . . ."

Hatte eine Dame das Kärtchen Nummer vier gezogen, erhielt sie „von einem Herrn, der unaufgefordert sich nahet, einen Kuß." Die Dame, die das Kärtchen Nummer fünf gezogen hatte, „wirft den Handschuh oder sonst etwas in den Kreis, der Herr, der ihn zuerst aufhebt, tanzt mit ihr in und außer dem Kreis". „Einem Herrn dagegen, der das Kärtchen Nummer drei erhalten hat, bezeichnen andere der Herren eine Dame, zu der er geht und sie küßt."

Das ganze Spiel hier abzudrucken, ist uns aus Platzmangel nicht möglich. Wir zeigen als Beispiel fünfzehn Kärtchen, die wahrscheinlich zu einem Ratespiel für zwei Personen, am besten einen Herrn und eine Dame, ausreichen. Falls diese die „verborgene Rede" nicht auf Anhieb „erfassen", finden sie auf Seite 76 die Auflösung.

4

5

6

Arnolt Bronnen

# DIE DONAUFLUT

**Fortsetzung von Seite 23**

kaum hörbar. Der Hias, er hatte hohe Stiefel, er spritzte verächtlich gegen das trübblasige Wasser, er lachte: „Da ist ja die Stiege! Bis zu dir in die Kammer wird das Wasser nicht steigen!" Sie machte sich kräftig von ihm los, trat zurück, Schritt hinter Schritt, das Wasser plätscherte dazu, sie stand an der Stiege, versuchte, ihn mit ihren Blicken zu bannen, hastete dann die Stufen hinauf. Er war aber schneller als sie. Sie hielten beide gleichzeitig die Hand auf die Klinke der Kammertür.

*Gegen Mitternacht war der Markt Ottenschlag eine Insel, die, ängstlich um den Schloßberg gedrängt, einsam den sturmgepeitschten See überragte, welcher noch vor wenigen Stunden das fruchtbare Becken gewesen war. Die Donau stieg nun wieder langsamer, stündlich nur um zwei Zentimeter.*

Gegen Mitternacht kam der Toni über die glitschigen Hänge am Gestade dieses Sees an. Durch den brausenden Lärm des Unwetters drangen verwehte Schreie. Der Bahnhof stand leer inmitten von großen Tümpeln. Wo war das Unterdorf, wo sollte er hin? Durchwaten, durchschwimmen, das war unmöglich. Er spähte verzweifelt. Eine einsame, trübe, im Sturm schaukelnde Lampe leuchtete auf leere Teerfässer vom Straßenbau, die zu Dutzenden in der kreiselnden Strömung trieben. Das war die einzige Möglichkeit, dachte er, denn Boote gab es natürlich mitten auf dem Lande nicht. Er band sich drei Fässer zusammen, fischte sich zwei treibende Bretter, legte sie darauf, angelte sich einen großen Stock und stakte nun, kühn balancierend, zum Ort hinüber.

Dort waren die wenigsten schlafen gegangen. Telefon und Feuerwehr hatten Dauerbetrieb. Schlauchboote und Zillen waren unterwegs, die Menschen aus den bedrohten Häusern zu retten. Möbel und Kleider, auch Hühner, Kleinvieh, gingen in den Fluten zugrunde. „Was ist mit der Schmiede im Unterdorf", wollte Toni wissen. Sie sagten, der Schmied wäre im Gasthaus. Der Schmied sagte, die Schmiede wäre leer. Die Mitzi wäre gar nicht mehr heimgekommen. Toni atmete auf. Er forschte bei Mitzis Freundinnen. Keine wußte etwas. Der Morgen dämmerte. Sie muß noch im Haus sein, dachte der Toni. Er ging zur Feuerwehr. Der Kommandant sagte, sie hätten im Unterdorf schon alle Häuser evakuiert. Die Schmiede wäre leer gewesen, sie hätten gerufen, niemand hätte geantwortet. Da fuhr der Toni mit seinem eigenen Kahn.

Die Schmiede stand bis über den ersten Stock im Wasser. Toni sah im Zimmer des Schmieds die Stühle treiben. Eine Katze saß jämmerlich miauend auf dem Schrank, der bereits zu schwanken begann. Doch nicht der Schrank allein verlor seinen Halt. Das ganze, sehr schmale, sehr baufällige Haus wankte und bebte. War niemand mehr drin? Der Toni wollte rufen. Da sah er im Dämmer des Morgens hinter der regenbespritzten Scheibe von Mitzis Kammer zwei Gesichter. Eine Frau und einen Mann. Die Mitzi und den Hias.

Die Überschwemmung hatte alle Grenzen hinweggeschwemmt. Die Flut hatte alles überflutet. Nun hatte die Flut die beiden eingesperrt, ihren Verrat verraten. Er starrte hinauf. Das Fensterchen öffnete sich. Die Mitzi war da, er sah ihr bleiches Gesicht, die geröteten Augen, das strähnige Haar. Ihr Mund war offen, vielleicht wollte sie sprechen, er wollte nicht hören. Nichts hören, nichts denken. Er wußte nicht, was er tat, er sah sich zu, als wäre er ein Fremder, der ihn zurückstakte, weg von dem Haus, weg von den beiden, weg von ihr.

Er trieb zwischen den Baumkronen herum. Das da war ein Obstgarten gewesen. Unter ihm, aus dem Wasser, schauten rote Kirschen und grüngraue Äpfel anklagend zu ihm empor. So war auch sein Leben, ersoffen und erstickt. Eine Welt der Katastrophen, und er war so müde. Trieb es ihn weg von der Schmiede, trieb es ihn hin? Er hörte einen Schrei. Etwas krachte, riß sich los, trieb mit der Strömung dahin, es war die brüchige Stiege. Wie lange konnte die Schmiede noch stehen? Er sah die beiden nicht, und doch wußte er auf einmal: das waren zwei Menschen in äußerster Not. Das Haus konnte in jeder Sekunde zusammenkrachen, die beiden unter sich, in sich begraben. Vielleicht konnte die Mitzi ein bißchen schwimmen. Doch wie lange, wohin, und vor allem: warum? Wenn sie sich gar nicht retten wollte?

Er stakte hastig zur Schmiede, schrie hinein, hielt sich mit aller Kraft am Fensterrahmen des ersten Stockes fest. Die Mitzi erschien zögernd über ihm. Er packte ihren Arm, zog sie, ohne zu sprechen, hinunter. Die leeren Fässer hielten gut, da konnten auch fünf Menschen darauf stehen. Der Hias hatte sich versteckt. „Ruf den Hias!" Sie rief ihn, er kam, trotzig, ein zerkratztes Gesicht, hinter ihm sprang die Katze. Sie stießen ab, vorsichtig, mit der Strömung, die beiden anderen auf die Bretter gekauert, der Toni jetzt wieder kühn balancierend. Sie kamen in ein weniger tiefes Wasser. Der Hias sprang ab, watete durch den schlammigen Brei.

„Toni, ich will dir erklären, wie es war."

„Du brauchst mir nichts zu erklären."

„Du mußt mir glauben . . ."

„Ich glaube dir."

*Gegen acht Uhr morgens hatte der Regen aufgehört. Gegen zehn Uhr schien die Sonne, um den ganzen Tag über vom dunstigen Himmel zu brennen. Langsam wich die Donauflut zurück. Die jungen Bäume kamen wieder zum Vorschein, sie waren wie verbrannt. Gras und Korn waren erstickt. Aber die Erde wird wieder die Früchte tragen.*

*Horst Kunze*

# Werner Klemkes gesammelte Werke

*20,5 × 27 cm, etwa 320 Seiten mit 241 ein- und mehrfarbigen Abbildungen, Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag in Schuber etwa 44,– M.*
*Erscheint Januar 1969*

Nun liegen sie endlich vor, die „Gesammelten Werke" des Werner Klemke.
Natürlich bedeutet hier „Gesammelte Werke" Auswahl, Begrenzung, denn die Fülle von graphischen Meisterwerken und Illustrationen, die dieser produktive Künstler hervorgebracht hat, ist eben nur in einer Auswahl überschaubar. Aber unsere Auswahl ist so umfänglich wie möglich, so daß sie die obige Bezeichnung im gewissen Sinne rechtfertigt, und sie ist von kundiger Hand vorgenommen worden. Endlich können also Lücken in den Büchersammlungen und Lücken im Wissen der Freunde der Kunst Werner Klemkes geschlossen werden. Das allein geschieht natürlich nicht nur durch die Auswahl, also dem Bilderteil des Buches, sondern auch durch die Einführung in das Werk des Künstlers von Horst Kunze und dessen Bibliographie zum Gesamtwerk, die nun endlich einmal das ganze Schaffen Werner Klemkes übersichtlich vor Augen stellt.
So ist nicht nur ein Bilderbuch über das Werk Klemkes entstanden, sondern auch eine bibliographische Ordnung seines Werkes und natürlich auch eine wertende Einordnung in die Geschichte der modernen deutschen Buchkunst, die sich nach dem Kriege in der DDR herausgebildet hat, eine außergewöhnliche Erscheinung, sein Einfluß und seine Rolle in der modernen Buchkunst gehen weit über die Grenzen seines unmittelbaren Betätigungsfeldes hinaus.
Mit der Monographie von Horst Kunze wird also ein Künstler vorgestellt, der heute internationalen Rang besitzt, dessen Schöpferkraft aber gerade von der Buchproduktion der DDR ausgeht und von da aus seine Wirkung tut.

**VEB**
**Verlag der Kunst**
**Dresden**

Stadt, vorwiegend Nordamerikaner, die mit ihren Dollars helfen, die sonst negative mexikanische Handelsbilanz zu einem positiven Abschluß zu bringen.

Die Stadt wird sich von den Spielen nicht aus dem Gleichgewicht des gewohnten Alltags bringen lassen. Und auch sonntags werden während der Olympiade Zehntausende hinauspilgern zur „Plaza del Toro", zur Stierkampfarena, wo in jeder Veranstaltung von mehr oder weniger guten Toreros nacheinander sechs Stiere in einem genau vorgeschriebenen Zeremoniell gereizt und getötet werden.

Während und wegen der Spiele werden auch an keinem Abend auf der Plaza de Garibaldi die Klänge der Mariaccis verstummen. Umweht vom Duft der überall in den Seitenstraßen gebackenen Tortillas, oft gestört von den gern, laut und ausgiebig benutzten Autohupen, musizieren hier nach Einbruch der Dämmerung Gruppen von Musikanten, Minikapellen manchmal, nur drei Personen zählend. Das optische Bild bestimmt der schwere, schwarz-samtene, reich silberbestickte, breitkrempige Mariacci-Hut. Man sieht aber auch aus Stroh gepreßte helle Hüte, die für mexikanische Musikanten ebenso typisch sind. Die Instrumente lehnen rings an den Bäumen, die Mariacci-Gruppen warten geduldig, bis die ersten Interessenten eintreffen und man handelseinig wird. Für zehn Pesos schon gruppieren sich die kleinen Kapellen rasch um ihre Auftraggeber, und es erklingen zwei oder drei Lieder. Man hört, vergleicht und engagiert sie auch oft und gern für Festlichkeiten, zu Namenstagen, zu Hochzeiten, Geburtstagen, Verlobungen. Es ist ein fairer Leistungsvergleich der Musiker; und wie Kenner der Schweizer Jodler behaupten, sie könnten am Klang des Trillers erkennen, ob der Mann vom Fuße des Matterhorns oder aus dem Berner Oberland käme, so sagt man hier, daß am Klang der Weisen sofort feststellbar sei, ob die betreffenden Mariaccis aus dem Süden, aus Yukatan, aus Veracruz oder aus der Sierra im Norden kämen.

Aber die Stadt hat noch viele andere Sehenswürdigkeiten parat, die die Kameras der Sportler und Besucher schnurren lassen werden: Alte Kirchen und Denkmäler, die im Laufe der Jahrzehnte in dem noch so unruhigen Boden des Hochebene-Beckens einsackten und heute schief stehen. In den späten Stunden der Sonnabende und Sonntage setzt stets eine wahre Wallfahrt der Stadtbesucher nach der sogenannten „Down-Town", in die untere Stadt, ein. Hier stehen am Rande eines weiten, viereckigen Platzes historische Kirchen, das prächtige Gebäude des Parlaments und andere Bauten mit eindrucksvollen Giebeln. Nur Ketten von Glühbirnen erhellen dann den Platz und betonen die Silhouetten seiner Gebäude – ein immer wieder begehrtes Motiv für Stativ-Fotofreunde.

An den Wochenenden lockt auch der Volkspark von Chapultepec, wo unter anderem eine Berg-und-Tal-Bahn montiert ist, gegen die die Bahnen der hiesigen Weihnachtsmärkte wie Säuglingsbelustigungen wirken. Holzgerüste, drahtseilverspannt, etwa 60 Meter hoch, 50 Meter breit und 300 Meter lang, darauf Abfahrten, die besser Sturzflugstrecken hießen. Man muß lange und diszipliniert in einer Schlange warten, ehe man für drei Pesos in einen der jeweils 24 Personen fassenden Züge einsteigen darf und vom Personal sorgsam festgeschnallt wird. Später weiß man, warum!

Der weite Park von Chapultepec: das sind Gondelteiche, ein Zoo, eine Mini-Eisenbahn; das sind Dutzende von Ponys für reitlustige Kinder und viele Schachtischchen, an denen man sich wildfremd und zwanglos gegenübersitzt, um sein Können um Dame und Turm zu messen, so wie ich es zuvor nur in Moskau fand; das sind stille Parkecken, wo Amateurmusiker leise nach an die Bäume gehefteten Noten üben; das sind asphaltierte Wege für Rollschuhläufer und noch unsichere Radfahrer; das sind Verkäufer von Luftballons, von Eis, Tortillas, Früchten und Limonaden. Ein Sonntag in diesem Erholungszentrum des einfachen Mannes von Mexiko ist wie ein interessantes Buch über die Hauptstadt und den Großteil ihrer Bewohner.

Im Oktober, wenn die Olympischen Spiele beginnen, wird es tagsüber etwa 25 Grad warm sein, abends greift man dann flink nach einem Pullover, nachts sinkt die Temperatur bis auf wenige Grade über dem Gefrierpunkt ab, aber es erwärmt sich rasch, sobald die Sonne wieder über die Berge lugt.

Es ist mitunter schwer vorstellbar, daß man sich hier schon in mehr als 2200 Meter Höhe befindet. Ist morgens die Dunstglocke, die sich fast immer auf die Stadt legt, noch nicht aufgebaut, geht der Blick weit hinüber bis auf die ewige Schneekuppe des 5400 Meter hohen Popocatepetl, auf das ungefähr 50 Kilometer entfernte Wahrzeichen der Hauptstadt.

Rom konnte 1960 den Olympischen Spielen wieder eine antike Kulisse bieten. Mexiko wird da nicht zurückstehen. Zwar sind die meisten Pyramiden – man spricht davon, daß es in Mexiko sechzigmal so viele wie in Ägypten gibt – ziemlich weit von der Hauptstadt entfernt, aber die Ausgrabungen von Teotihuacan sind von der City schneller zu erreichen. Kaum ein Sportler, der während der drei vor-olympischen Wochen der vergangenen Jahre dort nicht die Sonnen- und Mondpyramide besucht hätte; kaum ein Athlet und Olympiabesucher, der im Oktober diesen Ausflug versäumen wird.

Auch als man für das olympische Dorf die Baugruben auszuschachten begann, stieß man auf Reste von Aztekenpyramiden, auf Dörfer der Ureinwohner Mexikos. Mitten in der Stadt sind hier und da Fundamente sorgsam restauriert, deren Alter man auf etwa dreitausend Jahre schätzt. – Olympia findet 1968 auf historischem Boden statt.

3

ein neues Regattagelände entstehen zu lassen. 2200 Meter lang ist der hier ausgehobene Kanal, 2,5 Meter tief, gefüllt mit grasgrün schimmerndem, aus Tiefbrunnen hochgepumptem Wasser. Doch da entdeckte man einen kleinen Schönheitsfehler: Die Algen hatten hier ausgezeichnete Lebensbedingungen gefunden, sie wuchsen, daß man fast zuschauen konnte! Man fand einen Ausweg: Heute knabbern 25000 Karpfen, die besonders gut auf Algenfutter abgestimmt sind, unermüdlich das lästig wuchernde Grün weg. Europas Ruderer werden im Halbschatten der Zypressen ihre Boote auf einer Strecke zum Start ausrichten können, die wohl zu den schönsten der Welt gehört.

Die Mexikaner, so sagt man, seien bessere Improvisatoren denn Organisatoren. Sie werden es unter Beweis stellen können in der zweiten und dritten Oktoberdekade.

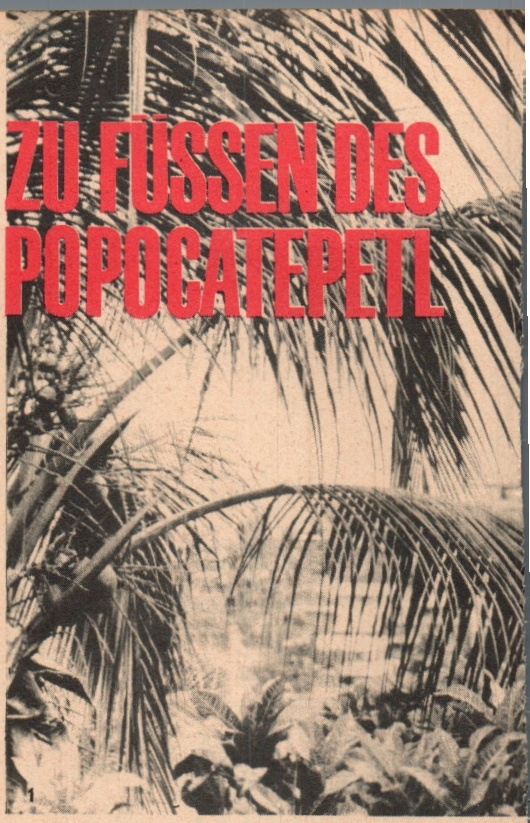
Man hat in der Vergangenheit manch düstere Prognose aufgestellt und die sauerstoffarme Luft in Mexikos 2200 Meter Höhe laut beklagt. Sogar ein so anerkannter internationaler Sportspezialist wie Dr. Roger Bannister, der erste Meilenläufer der Welt unter der 4:00-Minuten-Grenze, heute Nervenarzt in England, orakelte: „Die Sportler werden tot umfallen in dieser Höhe!"

Es ist in den letzten Monaten still geworden um diese dunklen Prophezeiungen – die Mediziner haben das Schreckgespenst endgültig verjagt. In der Paseo de la Reforma, im Herzen der mexikanischen Metropole, hat in einem neuen grünen Hochhaus, das in den turbulenten Tagen Olympias als Pressezentrum dienen soll, der Chef des mexikanischen Organisations-Komitees sein Büro. Der Architekt Ramiro Vasques hat sich einen Namen gemacht, als er in Mexiko-Stadt das Anthropologische Museum entwarf und baute, von dem Kenner sagen, es sei schon architektonisch das eindrucksvollste der Welt, ganz zu schweigen von den darin zusammengetragenen Schaustücken aus dem ganzen Land, den Zeugen der Tolteken-, Azteken- und Mayakultur. Die Verehrung, die die Mexikaner für den 45jährigen Bauherrn empfinden, drückt sich darin aus, daß sie nicht „Herr Präsident" zu ihm sagen, wie es ihm seiner Funktion nach wohl zustünde, sondern ihn schlicht und respektvoll „den Architekten" nennen. Und auch er ist zuversichtlich: „Was wollen Sie? Hat nicht im Vorjahr hier in Mexiko der Belgier Gaston Roelants sogar im Marathonlauf (!) eine Weltbestzeit erzielt? Also, was wollen Sie . . .?" Dieses Argument ist nicht zu widerlegen.

Die Stadt ist bereit, ihre Gäste zu empfangen. Es wird keine Sensation für ihre Bewohner sein, die etwa 15000 Menschen zu sehen, die mit den Spielen direkt oder indirekt zu tun haben, und außerdem noch die Hunderttausende, die zumeist schon vor Wochen und Monaten die begehrten Tickets bestellten. Man ist Touristenverkehr gewöhnt – es sind zu jeder Jahreszeit ein halbes Hunderttausend Besucher in der

**Unser Sportmitarbeiter Axel Frank berichtet aus der Stadt der Olympischen Spiele**

# ZU FÜSSEN DES POPOCATEPETL



Wenn die Ampeln auf der Paseo de la Reforma von gelb auf grün wechseln, dann entlockt der Polizist noch dazu seiner Trillerpfeife ein ganz bestimmtes Tremolo, und daraufhin setzt sich die in Viererreihe wartende Autokolonne wieder in Bewegung. Der Ordnungshüter ist hier sehr großzügig; er übersieht es geflissentlich, wenn Autofahrer mal „farbenblind" sind und rasch noch bei aufleuchtendem „Rot" über die Kreuzung huschen; er findet nichts dabei, wenn zwei Jungen auf einem Rad – der hintere auf der Achse des Hinterrades stehend, die Hände auf die Schultern des Sitzenden gelegt – an ihm vorbeifahren; aber er ist allergisch gegen Parksünder!

Es ist ein alltäglicher Anblick, Polizisten vor Wagen knien zu sehen, die im Parkverbot stehen. Mit Eifer und Schraubenzieher montieren sie flink das Nummernschild ab, das der unglückliche Autobesitzer dann auf dem nächsten Revier gegen 50 Pesos einlösen muß, sofern nicht schon vorangegangene Besuche dort den Preis hochtreiben.

Die Stadt hat nicht den Ehrgeiz, angesichts der buchstäblich vor der Tür stehenden Olympischen Spiele ihr Gesicht vollständig zu verändern, wie es vier Jahre zuvor Tokio mit seinem machtvollen Umbau tat. Dazu fehlen der mexikanischen Metropole wohl auch die finanziellen Mittel und die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Das, was heute in der City dröhnt, hämmert und klopft, wäre auch zu hören, wenn die Wahl des IOC für 1968 nicht auf Ciudad de Mexico gefallen wäre. Auch dann würden sich zum ersten U-Bahn-Bau die Preßluftbohrer in den Felsen fressen, auch dann würde man wohl rechts und links der Paseo de la Reforma, der Prachtstraße der Hauptstadt, auf Kilometerweite neue rote Gehsteigplatten verlegen.

Mexiko will und wird sein Gesicht wegen Olympia nicht besonders verändern, aber es schmückt sich wie zu einem ganz großen Fest.

Die Sportstätten, unerläßliches Präsent der Gastgeber an die Sportjugend der Welt, sind noch bis zuletzt im Bau. Hier wird es wohl wieder so werden wie fast überall bei den letzten Olympiaden: daß die ersten Sportler vorn eintreten, während die letzten Handwerker den neuen Bau durch den Hinterausgang still verlassen.

Eine Ausnahme macht die schon fertiggestellte Ruderstrecke von Xochimilko. Ursprünglich waren Nebenarme der berühmten „schwimmenden Gärten" als Wettkampforte vorgesehen, aber das Wasser, brackig und übelriechend, fand nicht den Beifall der europäischen Ruderer und der Funktionäre, die darüber zu befinden hatten. Auch die Zuschauer hätten hier kaum Sichtmöglichkeiten.

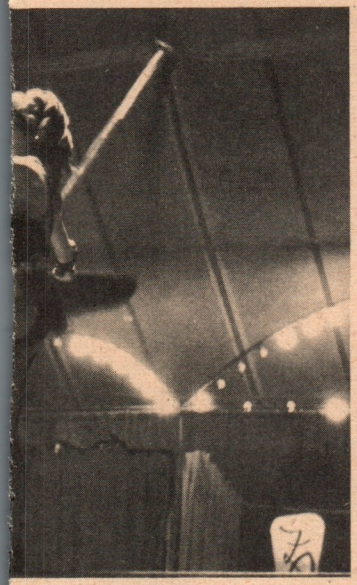
So entschloß man sich, einen reichlichen Steinwurf von jener beanstandeten Strecke entfernt,

**1 Brillant und schillernd wie ein Juwel zeigt sich Mexiko**

**2 Die mexikanische Architektur ist besonders berühmt durch ihre künstlerische Gestaltung und interessanten Fresken. Wir zeigen hier ein Mosaik an der Medizinischen Fakultät der Universität von Mexiko-Stadt**

**3 Blick auf den noch im Bau befindlichen Olympischen Sportpalast**

**4 Mexiko ist Touristenverkehr gewohnt. Die auf den Bordsteinen ausgebreiteten silbernen und gläsernen Andenken auf dem sogenannten „Markt der Diebe" werden während der Olympischen Spiele sicherlich viele Käufer finden**



bereit, den Artistenplatz einem jungen Mann zu übergeben – der aber Karin nicht nur artistisches Gefühl entgegenbringt. „Aber bisher hat sie noch nicht den Richtigen gefunden!"

Eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung öffnet der Zirkus seine Pforten. Die Einlaßkontrolle besorgen – zwei Artisten. Einer von ihnen ist Rodrigo, der bei „Alberti" für die technische Attraktion sorgt. Er hat sich eine Art Überschlag-Luftschaukel konstruiert, an der statt der Gondel eine „Jawa" hängt. Mit entsprechendem Motorenlärm vollführt er seine tollkühnen Überschläge – stehend, freihändig oder auf dem Sattel knieend.

Jetzt steht Rodrigo am Zirkuseingang: „Die Eintrittskarten, bitte!", und unsere Unterhaltung holpert dahin. Er sagt mir, daß er das Tempo der Überschläge zu Beginn dieser Saison gesteigert hatte. Das machte seine Vorführung zwar gewagter, strapazierte aber in zu hohem Maße die Maschine. „Ich muß mir erst eine Rollenbremse konstruieren, die den Motor auch in der Zeit belastet, in der die Maschine frei in der Luft hängt."

Drinnen im Zelt begrüße ich Karin Foss – als Platzanweiserin. „Was machen denn die Zuschauer für ein Gesicht", frage ich sie, „wenn sie unter den Platzanweiserinnen die Seiltänzerin oder unter den Kartenkontrolleuren den Motorradpiloten erkennen?" Karin winkt ab: „Sie erkennen uns nicht! Wer schaut sich schon eine Platzanweiserin an? Der Besucher will keine Zirkusangestellten – er will Artisten sehen. Und die treten ja später auch auf – nicht im Kleid einer Platzanweiserin, sondern – wie erwartet – im glitzernden Kostüm."

Es ist bemerkenswert, was die Zusammenarbeit von Artisten und Zirkusangestellten möglich macht, was ein so kleiner Zirkus wie „Alberti" in die Manege beziehungsweise in den Käfig bringt. Da sind die bisher vorgestellten und noch weitere Artisten, da sind Löwen, da sind Pferde und Bären, und da ist – nicht weniger gut dressiert und eingearbeitet – eine gemischte Tiergruppe.

Das Programm läuft zügig ab und dauert über zwei Stunden. „In einer zünftigen Zirkuskapelle hätte ich mir eigentlich ein bißchen Blech gewünscht!" Herr Rosenbach nimmt mir die Bemerkung nicht übel. „Ich war deshalb extra in Berlin, auf so einer Musikerbörse. Ungefähr dreißig Musiker, die engagiert werden wollten, standen da und warteten. Ich habe mein Angebot laut ausgerufen – aber meinen Sie, einer von ihnen wollte zum Zirkus?"

Viele Sorgen – nicht zuletzt in sozialer Hinsicht – habe den kleinen privaten Zirkussen schon der VEB Zentralzirkus abnehmen können, und die Zusammenarbeit sei ausgezeichnet. „Aber manchmal sind auch die Zentrale und das Ministerium (für Kultur) machtlos!"

„Wie verhalten sich Ihnen gegenüber die örtlichen Behörden, mit denen Sie jeweils zu tun haben?"

„Korrekt und sehr oft zuvorkommend!" Der Zirkus könnte ohne die Hilfe und das Verständnis der örtlichen Behörden gar nicht arbeiten. Der Zirkus habe manche Sonderwünsche: Die Raubtiere zum Beispiel brauchen spezielles Futter. Und ohne fremde Hilfe, allein mit den eigenen sechs Traktoren, käme „Alberti" gar nicht vom Fleck! Für jeden Transport in den nächsten Spielort werden 18 fremde Zugmaschinen benötigt. Gewiß, es sei nicht immer leicht, alles programmgemäß zu organisieren. Aber bisher habe noch keine Behörde, kein Viehzuchtbrigadier oder LPG-Vorsitzender den Zirkus im Stich gelassen.

„Sie können fest davon überzeugt sein: Übermorgen früh, wenn die Reise weitergeht, sind die Traktoren, die ich in ein paar LPG bestellt habe, pünktlich zur Stelle!"

**Siegfried Berndt**

leicht heutzutage, Arbeitskräfte zu bekommen?"

„Ach nein, da haben wir weniger Sorgen. Wissen Sie, es kommt immer wieder vor, daß ein junger Bursche fragt, ob er nicht mitfahren und im Zirkus arbeiten darf. Aber wir schauen uns jeden genau an und fragen ihn, was er kann. Wir verlangen auch eine Bescheinigung, daß der bisherige Betrieb gegen den Arbeitsplatzwechsel nichts einzuwenden hat. Abwerbung kommt überhaupt nicht in Frage! Und aus der Landwirtschaft nehmen wir grundsätzlich niemand an!"

Unterkunft (im Wohnwagen), Verpflegung (aus der Gemeinschaftsküche) und ein angemessener Lohn (auch für die Zeit des Wartens im Winterquartier) sind die wichtigsten Bedingungen des Arbeitsvertrages, die der Zirkusdirektor zu erfüllen hat. Der Zeltarbeiter (auch Requisiteur, früher Manegendiener genannt) oder der Tierpfleger hat neben der Liebe zum Beruf bitte auch die Begeisterung für den Zirkus zu bewahren. Leicht ist die Arbeit nicht.

Die Jüngste bei „Alberti" ist mit 14 Jahren Angelika Sperlich. Sie ist Mitglied der Reitergruppe; sie voltigiert, sie trotzt den Peitschenschlägen und stellt sich den Messerwürfen der Cowboys.

„Hast du keine Angst, Angelika?"

„Am Anfang wohl. Aber der Messerwerfer, dem ich gegenüberstehe, ist mein Vati. Und der andere Messerwerfer ist mein Onkel."

Angelika ist sich nicht schlüssig, wie sie es künftig mit der Schule halten soll: „Vielleicht – wenn jetzt im September eine Lehrerin kommt vielleicht bleibe ich dann noch in der Schule." Zu ihren Lieblingsfächern gehören Mathematik und Physik und natürlich Sport, aber ihre Durchschnittsnote möchte sie nicht verraten.

Die neue Lehrerin, eine Frankfurterin, wie es heißt, wird im Schulwagen unterrichten, den der Zirkusdirektor einzurichten hat. Sie bleibt zwar Angestellte des Staates und bezieht ihr Gehalt wie vordem – ihr weiteres Leben aber wird sie mit den Zirkusleuten teilen müssen.

Angelika wird Artistin. Das steht für sie und für die Familie fest. Eigentlich ist sie schon eine. Ihre Solo-Luftnummer – das bestätigen sogar kritische Kollegen – kann sich sehen lassen. Eine Experten-Kommission hat ihr aber geraten, mit der Arbeit noch auszusetzen: „Bis dein Körper gefestigter ist!" Aber – wann soll das sein? Verständlicherweise kann Angelika diesen Augenblick kaum erwarten. Ihr Hoffnungsziel ist die nächste Saison.

„Und wie wirst du dich dann nennen?"

„Ach, darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Aber zusammen mit Vati wird uns schon ein schöner Name einfallen!"

Ich bin im Wohnwagen der Familie Foss zu Gast. Die letzte der drei Töchter Foss, 19 Jahre alt, noch ledig, ist Karin.

„Die ganze Familie ist beim Zirkus. Auch alle Cousins und Cousinen sind Artisten. Nur eine Schwester hat privat geheiratet."

Meistens ist es so, erfahre ich, daß ein Artist eine Artistin heiratet. Es kommt auch vor, daß ein fremder Ehepartner mit ins Artistenleben tritt. Daß jemand „privat heiratet", also aus dem Artistenleben ausscheidet, ist seltener.

Peter Foss, Karins Vater, war ebenfalls Artist, bis er einen Unfall erlitt. Er ist jetzt Spielleiter des „Alberti"-Programms. Wenn seine Tochter auftritt, assistiert er ihr: beim Sprungseil-Hopsen auf dem Drahtseil oder beim Sprung durch die Ringe.

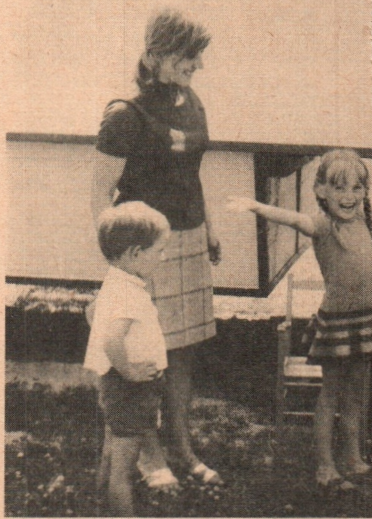
„Karin springt sicher und auch sehr hoch. Sie hat alle Fähigkeiten, ihre Darbietung weiter auszubauen", sagt Herr Foss. Und er nennt einen Artisten-Fachausdruck, erklärt mir auch den Trick, an dem Vater und Tochter zur Zeit arbeiten. Nur – ich soll ihn bitte nicht beschreiben. „Erst soll der Trick fertig sein – und angemeldet und geschützt sein!"

Herr Foss ist übrigens gern

Karin Foss' Drahtseildarbietung gehört zu den Spitzennummern des Zirkusprogramms

Vater Sperlich und Tochter Angelika, Mitglieder der Cowboy-Gruppe

Geschäftsführer Rosenbach und seine Familie vor dem Wohnwagen



# WANDER ZIRKUS 1968

Zuerst sind die Plakate da. Buntfarbig und mit großen Buchstaben: „Zirkus Alberti kommt!" Schon wochenlang vorher. Sie bleiben auch noch danach kleben: „Zirkus Alberti kommt!" Wochenlang. Am Zustand der Plakatfarben, die unter Sonne und Regen langsam verblassen, wird endlich auch der Ortsfremde erkennen, daß das Ereignis schon stattgefunden hat. „Nur zwei Tage! Eröffnungsvorstellung am Dienstag! Zwei weitere Vorstellungen am Mittwoch!"

Der Zirkus ist längst weitergezogen. Durch viele andere Dörfer und Städte. Die verwitternden Plakate weisen seinen Weg.

„Wir sind gut besucht", sagt der Geschäftsführer von „Alberti", Herr Rosenbach. „Bei uns läuft's dieses Jahr nicht schlecht!"

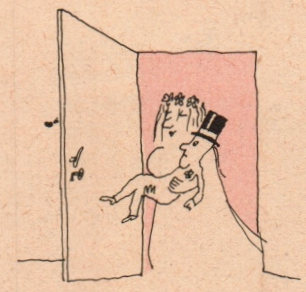
Offensichtlich hat der kleine Zirkus nichts von seiner Anziehungskraft bei jung und alt verloren; er befriedigt ein altes, aber stets neues kulturelles Bedürfnis. Neben „Alberti" gibt es noch fünf andere, ebenfalls private Zirkusunternehmen: „Sarani", „Proscho", „Probst", „Milano" und „Hein". Sie alle reisen kreuz und quer durch die Republik oder auch mal ins benachbarte Ausland. In ihrer Größe und im Umfang ihrer Programme unterscheiden sie sich nicht wesentlich. Das Zelt von „Alberti" zum Beispiel faßt tausend Zuschauer, etwa fünfundzwanzig Artisten bestreiten das Programm, und das ganze Unternehmen repräsentiert einen Wert von schätzungsweise 1½ Millionen Mark.

„Wenn wir großes Glück mit dem Wetter haben, hält unser Zelt auch noch die dritte Saison", bemerkt Herr Rosenbach. „Beim Aufbau helfen alle Mitarbeiter. Beim Abbau nach der letzten Vorstellung, wenn es besonders schnell gehen muß, machen auch die Frauen mit: Schnüre lösen, Stühle tragen und ähnliche leichte Arbeiten. – Natürlich braucht ein Zirkus auch festangestellte Zeltarbeiter und Tierpfleger, außerdem Elektriker und Traktoristen. Wir stellen diese Leute ordentlich ein wie jeder andere Betrieb."

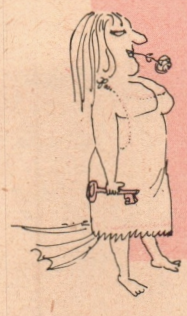
„Aber es ist doch nicht so

**Für eine Freikarte und das Erlebnis, im Inneren der Zirkusstadt zu sein, helfen die Kinder des Ortes beim Zeltbau**

**Eine Attraktion sind „Albertis Berberlöwen"; sie werden mit Liebe betreut**

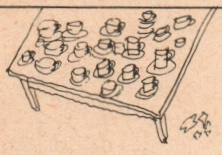


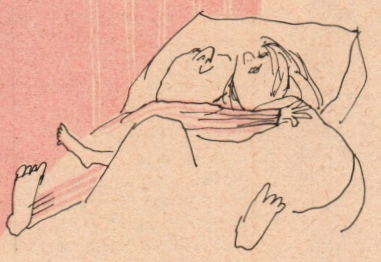
in ein neues Heim . . .



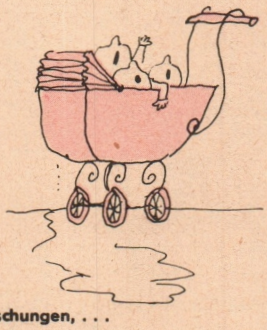
und ein neues Gefängnis.

Vor euch liegen die köstlichen Beutestücke, . . .

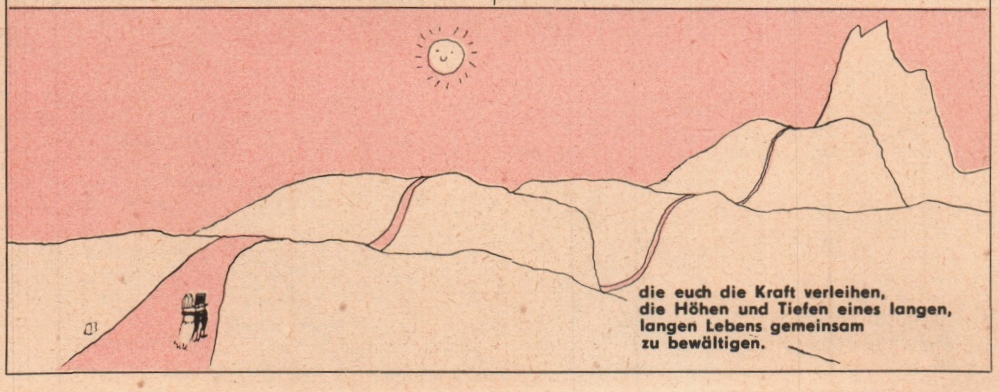




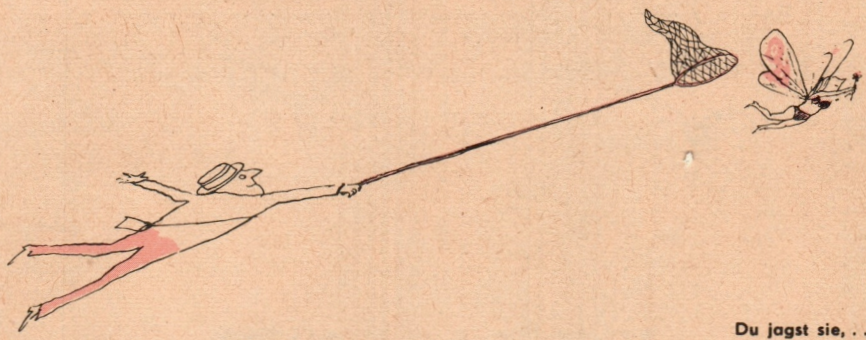
ein paar köstliche Augenblicke . . .



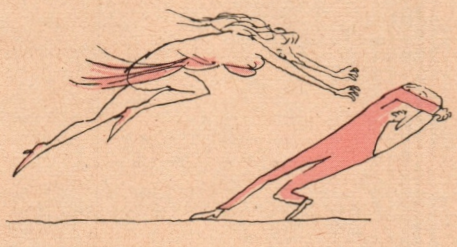
und köstliche Uberraschungen, . . .



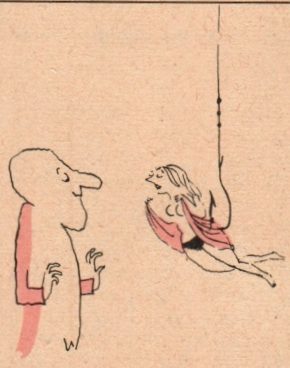
die euch die Kraft verleihen,
die Höhen und Tiefen eines langen,
langen Lebens gemeinsam
zu bewältigen.

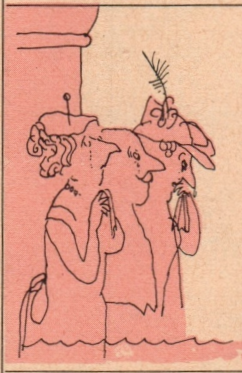


Du jagst sie, . . .

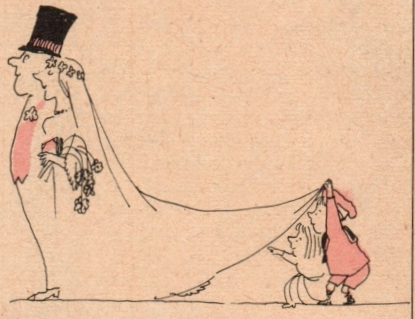


bis sie dich fängt.

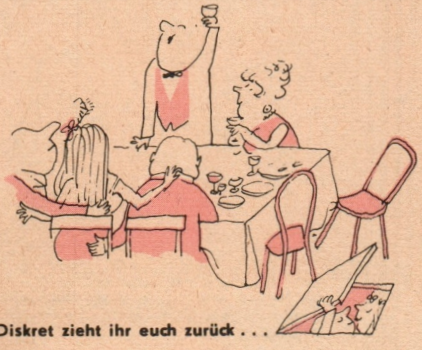




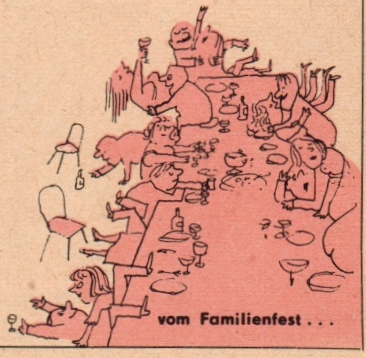
Tränenreich schauen
die Angehörigen zu



und auch ein paar Neugierige.



Diskret zieht ihr euch zurück . . .



vom Familienfest . . .

## Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift

Selbstporträt

# TOMI UNGERER
# Der schönste Tag

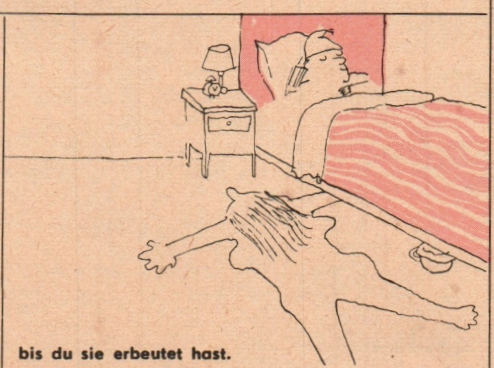
Tomi Ungerer

Tomi Ungerer (geboren 1931 in Strasbourg) ist in Kolmar, wie er berichtet, nicht sehr erfolgreich zur Schule gegangen. Nachdem er sich mit der Veröffentlichung einer Zeichnung im „Simplicissimus" versucht hatte, zog er „auf Walze", oder wie man es heute nennt, „per Anhalter", zwei Jahre lang durch Europa und noch darüber hinaus. Er arbeitete auf einem Heringsdampfer in Island und als Kameltreiber in der Sahara. Und als er glaubte, genügend Lebenserfahrung und Sprachkenntnisse gesammelt zu haben, (er spricht gebrochen deutsch, gebrochen französisch und gebrochen englisch), zog es ihn, nach kurzer Ausbildung auf der Kunstgewerbeschule in Kolmar, nach Nordamerika. Hier erhoffte er sich Erfolg für seinen modernen Malstil, fand aber nur Objekte für seinen bissigen Humor. Bald kam der wohlmeinende Rat guter Freunde, seine großen, dramatischen Gemälde an den kleinen Nagel (im Atelier) zu hängen und statt dessen die Dramen des Lebens in kleinen Bildergeschichten festzuhalten, was er dann auch tat. Ein paar schriftstellerische Versuche mit Bühnenstücken und einem Gedicht liegen heute noch in seiner Schublade. Doch mit seinen Zeichnungen stellte sich bald der Erfolg ein. Als Neunundzwanzigjähriger bekam er schon eine Goldmedaille von der Society of Illustrators, der amerikanischen Illustratorengesellschaft, und von der Zeitung „New York Herald Tribune" einen Preis für ein Kinderbuch.

Wie viele Künstler, sammelt Ungerer gern altmodisches Kunsthandwerk und sonstiges altes Zeug. Er behauptet von sich, eigentlich gar nicht in unser Jahrhundert zu passen und gab sich den Wahlnamen: Hans Thomas Jugendstil Ungerer. Was er nicht sonderlich mag, sind Haustiere, Maschinen, die Psychoanalyse und die Handhabe von Automobilen und Telefonapparaten. Dagegen bastelt er gern. Zum Beispiel satirische Skulpturen aus altem Gerümpel, aus Strümpfen, Unterkleidern, Glühlampen, Besen, Bügeleisen, Konservenbüchsen, Bestecks, Trompeten und aus Bleisoldaten, die er auch sammelt.

Selbstverständlich spielt in seinem Privatleben auch die Liebe eine entsprechende Rolle. Wie weit das gehen kann, hat er in einem Büchlein aufgezeichnet, das unter dem Titel „Der schönste Tag" im Züricher Diogenes-Verlag erschienen ist, der uns freundlicherweise gestattet hat, einen Auszug daraus zu veröffentlichen.

**Voll schwieriger Verwicklungen ist die Verlobungszeit, . . .**



**bis du sie erbeutet hast.**

▲

**Aldo (Gianmaria Volonté) und Lucia (Lisa Gastoni)**

„Bei vielen Szenen herrschte ungeheure Spannung, vor allem, als wir die Hinrichtung der sieben Brüder drehten. Es war nichts von der üblichen Unruhe zu merken; selbst die etwa hundert Zuschauer waren ganz still. Ich weiß, wir Italiener sind sentimental, aber die Tränen in den Augen der Schauspieler, der Zuschauer und sogar einiger Kameramänner – das war mehr als Sentimentalität. Ich selber konnte kaum sprechen, kaum sagen: ‚Aus!', als ich sah, daß uns die Szene so gelungen war, wie wir es uns vorgestellt hatten."

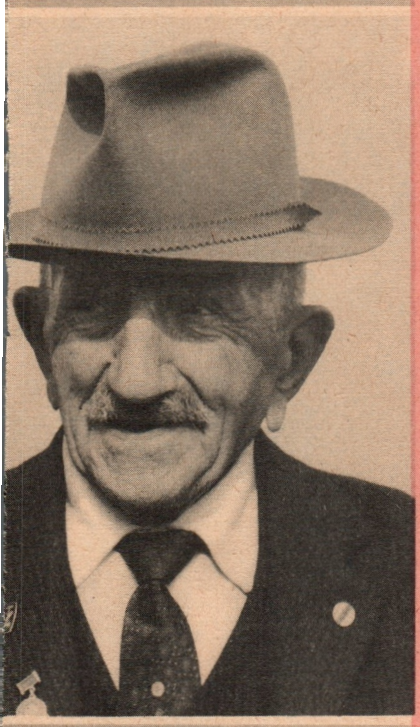
Der sowjetische Filmschauspieler Oleg Zukow, ein Mann von etwa sechzig Jahren, wurde für die Rolle des Vaters Cervi ausgewählt. „Ich glaube, wir hatten großes Glück, daß wir Zukow für unseren Film gewinnen konnten, denn er kann einen Bauern so darstellen, wie es ein Italiener, fürchte ich, nicht mehr kann", sagte Puccini. „Aber warum?" fragte ich ihn – „die Italiener haben doch gewiß Erfahrungen in der Landarbeit, sie, die ihr schönes Land so lieben?" „Ja", erwiderte er, „aber ein erfahrener italienischer Schauspieler von sechzig Jahren ist normalerweise ein Bourgeois geworden; er kann einen Rechtsanwalt oder einen Arzt spielen, aber keinen Bauern, oder wenigstens nicht überzeugend genug. Doch Oleg konnte das; er ist ein großartiger Schauspieler.

‚I Fratelli Cervi' ist ein wichtiger, aber ein harter Film", setzte er hinzu. „Hart deshalb, weil der Kampf der Brüder Cervi hart war – und edel. Für mich ist es der Film, den ich mein ganzes Leben lang machen wollte."

▲
**Die Szene zeigt das Freudenfest nach dem Sturz Mussolinis (25. Juli 1943). Die Familie Cervi spendierte Essen und Trinken für das ganze Dorf, damit dieses Ereignis gebührend gefeiert werden kann.**

Kinder wurden in den Ställen versteckt. Nach zwei Stunden setzten die italienischen Faschisten die Heuschober in Brand, und um die Frauen und Kinder zu retten, entschied Aldo, es sei besser, sich zu ergeben. „Wenn sie uns foltern", sagte er, „werde ich die ganze Schuld auf mich nehmen, es wäre Wahnsinn, wenn wir uns alle opfern würden." Die Familie kam heraus, die Frauen und die Kinder klammerten sich an die Männer. Die sieben Söhne und der Vater wurden auf ein Militärfahrzeug geladen und nach Reggio Emilia gebracht. Die Jungen kamen in das Gefängnis von Parma; sie kehrten nie wieder heim. Vater Cervi erklärte man, er sei zu alt, um bei seinen Söhnen zu bleiben, und schickte ihn trotz seines heftigen Protestes nach Hause zurück.

Sichtlich bewegt schilderte Puccini, wie schwierig es war, diese Szene zu drehen. Die jungen Statisten, die die Faschisten darstellen sollten, hatten den Faschismus nicht mehr bewußt erlebt. Es war ihnen nicht wohl, als sie die Brüder von ihren Familien trennen mußten; sie waren nicht imstande, ihre Rolle überzeugend zu spielen. Da hatte Gianmaria Volonté, der Darsteller des Aldo, eine Idee: Er schlug vor, Puccini solle die Statisten auffordern, sich wie amerikanische Marineinfanteristen zu benehmen. „Es war ein großartiger Einfall, danach lief alles glatt", erzählte Puccini.



SALVATORE QUASIMODO

## Den Brüdern Cervi gewidmet, ihrem Italien

Menschen, denen nichts heilig ist, gibt es überall auf Erden,
Fürsten, Dichter, die die Welt in Träume verkehren.
Weise der Bosheit und Diebe der Weisheit.
Auch in meinem Land lachen sie über das Mitleid,
die sanfte Geduld, die einsame Schwermut der Armen.
Und mein Land ist schön mit seinen Menschen und Bäumen,
seinen Martyrien, den Figuren in Stein und Farbe,
seinen alten Meditationen.

Die Fremden beklopfen dort mit Händlerfingern
die Brust der Heiligen, die Reliquien der Liebe,
trinken Wein und Weihrauch an mondbeschienenen Ufern,
auf den Gitarren der Könige stimmen sie Vulkangesänge an.
Seit Jahren dringen sie bewaffnet ein, gleiten aus den Tälern,
durch die Ebenen, die an Tieren und Flüssen reich.

In der mildmilden Nacht beweint Poliphem noch sein Auge,
geblendet vom Seefahrer fernen Gestades.
Und immerfort schwelt der Ast aus Olivenholz.

Auch hier lösen sie die Natur in Träume auf,
kleiden den Tod und lachen, die trauten Feinde.
Einige lebten mit mir in der Zeit der Liebesverse,
der Verse der Einsamkeit, im wirren Schmerz
der Knochenmühlen und der Tränen.
In meinem Herzen starb ihre Geschichte,
als unter Raserei und brüderlichen Klagen
in der lombard'schen Stadt die Bäume fielen und die Mauern.

Jedoch, ich schreibe noch der Liebe Worte,
und das ist gleichfalls hier ein Liebesbrief an meine Heimat.
Ich schreibe an die Brüder Cervi,
nicht an des Großen Bären sieben Sterne: schreib' an die sieben
aus Emilia. Auf Feldern waren sie zu Haus, nicht in den Büchern,
der Liebe Würfel in das Schweigen rollend starben sie.
Soldaten, Philosophen, Dichter wußten nichts
vom Humanismus dieses bäuerlichen Schlages.
In einem flachen Grab, von Nebel nur bedeckt, der Tod, die Liebe.

Stolz wäre jedes Land auf eure kraftvoll schlichten Namen,
nicht des Gedenkens, doch der Tage wegen,
gehemmt von der Geschichte Last, gehetzt von Mordmaschinen.

*Der italienische Dichter Salvatore Quasimodo, der 1959 den Nobelpreis für Literatur erhielt, erregte besondere Bewunderung durch seine formvollendeten Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen. Seine eigene Lyrik, die stark von dem Kolorit seiner sizilianischen Heimat inspiriert war und in der er oftmals brennende gesellschaftspolitische Probleme behandelte, gehört zu den hervorragendsten Zeugnissen der zeitgenössischen Literatur.*

*Der Dichter bekannte sich zu den Zielen der revolutionären Arbeiterbewegung und hegte große Sympathien für die Kommunistische Partei seines Landes. Am 14. Juni dieses Jahres verstarb Quasimodo im Alter von 66 Jahren.*

zen Tag auf dem Feld gearbeitet und ihre Familie versorgt hatte, las und lernte sie, statt schlafen zu gehen. Als die Kinder größer wurden, las sie ihnen abends Dante und andere Klassiker vor, von denen sie einige fast auswendig kannte." Halb zu sich selber sprechend, sagte Puccini: „Eine großartige Frau, voller Phantasie."

„Ihre Hände waren immer in Bewegung", erzählte Vater Cervi, „sie webten, nähten, kochten und wuschen, aber ihr Kopf schweifte durch die ganze Welt, genau wie der von Aldo." Als ihre sieben Söhne erschossen wurden, zitterte ihr tapferes Herz und hörte langsam auf zu schlagen. Binnen eines Jahres war Genoveffa tot.

Vater und Mutter Cervi, ihre Nachbarn, die Frauen und Kinder der Cervi-Söhne und Gianni Puccini – alle waren sich darüber einig, daß Aldo der bedeutendste der Söhne war. „Meine politischen Kenntnisse habe ich von ihm, und er hat von mir den Geist des Protests", erklärte Vater Cervi. „Aldo war immer das Haupt der Familie. Wenn er lernte und nicht auf dem Feld arbeitete, ließ ich ihn in Ruhe, weil Lernen ebenso wichtig war wie die Landarbeit – vielleicht sogar noch wichtiger."

Puccinis Gesicht hellte sich auf, als er erzählte: „Wußten Sie, daß eins der wenigen Bücher, die man in der Asche des von den Faschisten niedergebrannten Cervi-Hofes fand, ein Werk über Ästhetik und Geschmack war? Es gehörte Aldo. Er war ein Autodidakt, aber viel mehr als das."

Er berichtet über einige wichtige Ereignisse in Aldos Leben: über seine Beziehungen zu dem einfachen Bauernmädchen Verina und zu der Antifaschistin Lucia; über seine Militärzeit. Da er nie ein Blatt vor den Mund nahm und seinen instinktiven Haß gegen den Faschismus nie verbarg, erregte er den Zorn eines faschistischen Unteroffiziers, der ihm dann eine Falle stellte und dafür sorgte, daß Aldo vor ein Kriegsgericht kam. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zu drei Jahren Gefängnis.

Als Aldo entlassen wurde, hatte sich eine riesige Familie zu seiner Begrüßung versammelt. Aldo bat seinen Vater, das Wort ergreifen zu dürfen und erzählte seinen Brüdern, seinen Eltern und Verina von dem „anderen Italien", von den Gefängnissen, in denen Menschen saßen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie für Freiheit und Gerechtigkeit kämpften. Die Familie, drängte er, müsse jetzt begreifen, daß Beten nicht genug sei. „Wir müssen handeln, wir und alle diejenigen, die arbeiten wie wir."

**Der zweiundneunzigjährige Vater Cervi ▶**

Vater Cervi erzählt über die Heimkehr: „Wir begriffen, daß wir nicht mehr bloß eine Bauernfamilie waren . . ., daß wir von diesem Tag an mehr tun mußten als nur unsere Felder bearbeiten –, daß wir zusammen mit anderen Menschen versuchen mußten, ein Ende zu machen mit dem Faschismus und der Ungerechtigkeit. An diesem Abend erkannten meine Frau und ich, daß unsere Söhne Männer geworden waren."

Von da an spielten die Cervis eine immer größere Rolle im antifaschistischen Kampf. Zugleich versuchten sie mit aller Kraft, ihre Lage zu verbessern. Einige Jahre später, 1934, beschlossen sie, nicht länger als Landarbeiter zu leben, die dem Grundherrn die Hälfte ihres Ertrages als Pacht überlassen mußten. Sie beschlossen, ein Stück Land zu kaufen. Es war dürr, steinig und uneben. Sie begannen es zu planieren und zu bewässern; da sie sich keinen Traktor leisten konnten, kauften sie einen Bullen und spannten ihn vor den Pflug. Allmählich verwandelte sich der anfängliche Skeptizismus der Einwohner in Bewunderung und dann in Neid. Vater Cervi besuchte einen Kursus für Landwirtschaft. Aldo lernte die ganze Zeit – Landwirtschaft, Geschichte und Politik. Die Familie wuchs, die Jungen wurden Väter.

Bei Kriegsausbruch verstärkte die gesamte Familie Cervi ihren Kampf gegen die italienischen Faschisten. Aldo und die anderen waren oft von zu Hause fort, arbeiteten illegal, entwarfen, vervielfältigten und verteilten Flugblätter und die heimlich gedruckte kommunistische Zeitung „Unità". Sie sammelten Geld, um Waffen für den Kampf gegen die Faschisten kaufen zu können. Als Mussolini gestürzt wurde und die neue Regierung des Königs vor den Alliierten kapitulierte, setzten die Nazis den Krieg in Italien fort. Im September 1943, als die Italiener den Waffenstillstand unterzeichneten, wurden die alliierten Kriegsgefangenen von Antifaschisten aus ihren Lagern befreit. Die Cervis versteckten mehr als achtzig von ihnen; das war für sie selbstverständlich. Der Haß der Nazis und der italienischen Faschisten auf die Familie wuchs.

Am 25. November wurde der Hof der Cervis umzingelt, und es ertönte das abgehackte Kommando: „Ergebt euch, ihr Cervis!" Die Männer machten sich zum Kampf bereit, die Frauen und

*(Weiter auf Seite 48)*

**Der sowjetische Schauspieler Oleg Zukow ▶ in der Rolle des Vaters Cervi**

Gianni Puccini, der Regisseur des Films

# Die Brüder Cervi

Phyllis Rosner

„Das ist der Film, den ich mein ganzes Leben lang machen wollte", sagt der Regisseur Gianni Puccini über „I Fratelli Cervi" (Die Brüder Cervi), den Film, den er soeben abgedreht hat. „Für mich war jeder Augenblick ein bewegendes Erlebnis, das Filmen wie die Ermittlung der realen Vorgänge. Und ich glaube, das gleiche kann man von den Schauspielern, Schauspielerinnen und Technikern sagen. Wir haben alle etwas gelernt."

Es wäre schwierig, wenn nicht gar unmöglich, von der in ganz Italien berühmten Familie Cervi nichts zu lernen. Ihre Geschichte zeigt besser als jede andere die menschlichsten, natürlichsten und positivsten Seiten der einfachen Menschen dieses Landes. Alcide Cervi, seine Frau Genoveffa und seine sieben Söhne, eine patriarchalische emilianische Landarbeiterfamilie, haben ihr ganzes Leben lang entschlossen für Freiheit und Gerechtigkeit gekämpft. Und mit der gleichen Würde, die sie im Leben gezeigt hatten, genau wissend, was sie taten, wie sie es immer gewußt hatten, gingen die sieben Brüder Cervi ruhig und gelassen in den Tod. Im Dezember 1943 wurden sie von den italienischen Faschisten erschossen.

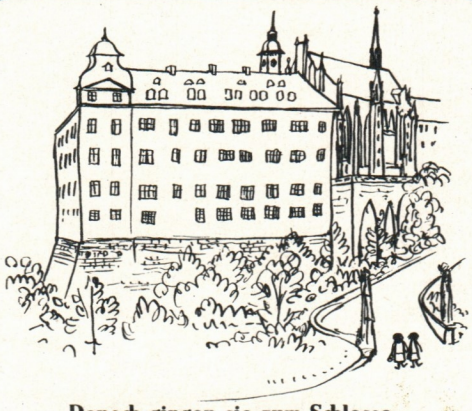
Die Handlung des Films setzt am 8. Januar 1944 ein, noch keinen Monat nach ihrer Hinrichtung, als man nach einem Luftangriff in Reggio Emilia ihre Särge entdeckt. Dann wird die Geschichte dieser ungewöhnlichen Familie vor und nach diesem Tag erzählt.

Um eine möglichst authentische Darstellung der Ereignisse geben zu können, verbrachte Gianni Puccini einige Wochen mit dem jetzt zweiundneunzigjährigen Vater Cervi, dessen Schwiegertöchtern und Enkelkindern. Er sprach auch mit Leuten aus der Umgegend, die die sieben Brüder Cervi gekannt hatten – Agostino, Aldo, Antenore, Ettore, Fernando, Gelindo und Olivio.

Wer wohl seiner Meinung nach größeren Einfluß auf die Kinder gehabt hätte, Vater Alcide oder Mutter Genoveffa Cervi (im Film dargestellt von Elsa Albani)? fragte ich Puccini. Spontan kam die für mich unerwartete Antwort: „Zweifellos Mutter Cervi. Alcide war ein ungewöhnlicher Vater, mit demokratischen Überzeugungen und voller Haß gegen das patriarchalische System, das unter den emilianischen Bauern so weit verbreitet war. Aber seine Frau war mehr als er: Wenn sie den gan-

Renato Guttuso, Fußballspieler, Öl 1965

Darum hatten sie kein Glück
In der Spielkartenfabrik.
Zu den Buben, Damen, Assen
Hat man sie nicht 'reingelassen.



Danach gingen sie zum Schlosse,
Wo so mancher Fürstensprosse
Hat, bis sein Geschlecht erloschen,
Sicher auch mal Skat gedroschen.

Wer die roten Buben hat,
Weiß, das ist ein gutes Blatt,
Doch er kann die Roten Spitzen,
(sie sind Türme), nicht besitzen.

Malerisch sind hier die Gassen,
Burgen, Türme, Brunnen, Trassen,
Atemlos kommt man darauf,
Hier geht's immer mehr bergauf.

# Altenburg à la carte

Serviert von
Berta Waterstradt (Text)
und
Elizabeth Shaw (Bild)

E. Shaw und B. Waterstradt
Fuhren in die Stadt des Skat.
Dieses mußt' ins Auge gehn,
Weil sie nichts vom Skat verstehn.

Werkdirektor sagt: Ich passe,
Dieses reizte unsere Asse,
Mischten einen Grand mit Vieren
Mit vier Altenburger Bieren.

Füße schmerzen sehr vom Stehn.
Altenburg hat fünf Museen,
Im Museum für die Uhren
Läuft die Zeit auf vollen Touren.

SCHLEUSING GRUPPE4

# AUS DEM KRÄUTERGÄRTLEIN

**BALDRIAN schlaffördernd**

*Thomas Mann:* Mehrere Nächte hintereinander zu spät ins Bett kommen heißt für mich jedenfalls in einen Zustand der Insuffizienz geraten, der mir der widerwärtigste auf Erden ist.

**BASILIKUM magenstärkend**

*Alexander Puschkin:* Der Magen eines gebildeten Menschen hat die besten Eigenschaften eines edlen Herzens: Sensibilität und Dankbarkeit.

**BORETSCH fürs Herz**

*Sean O'Casey:* Lachen ist ein starkes, naturgegebenes Anregungsmittel, ein schwungvoller Zugang zum Leben, und wenn wir erst einmal lachen können, dann können wir auch leben.

**DILL lieblich, treibt Kolik aus**

*Isaac Babel:* Ein Vergleich muß genau sein wie ein Rechenschieber und natürlich wie der Geruch des Dills.

**FENCHEL krampflösend**

*La Mettrie:* Die Freuden des Geistes gleichen den Sinnenfreuden bis zu einem gewissen Grade. Man muß sie zuweilen unterbrechen, um sie zu steigern.

**HAGEBUTTE frischer Trunk**

*J. W. Goethe:* Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person empfinden kann, ist die, zu sehn, daß sie andere erfreut.

**GARTENKRESSE vitaminreich**

*Julius Lips:* Verlange keinen Frühlingshut, wenn du einen Steinway-Flügel brauchst! Kämpfe um das Große, verzettele dich nicht mit dem Kleinen.

**KAMILLE schweißtreibend**

*Kurt Tucholsky:* Dick sein ist eine Weltanschauung.

**KÜMMEL beruhigend**

*Johannes Brahms:* Leidenschaften gehören nicht zum Menschen als etwas Natürliches. Sie sind immer Ausnahmen und Auswüchse. Bei wem sie das Maß überschreiten, der muß sich als Kranken betrachten und durch Arznei für sein Leben und seine Gesundheit sorgen. Ruhig in der Freude und ruhig im Schmerz und Kummer ist der schöne, wahrhafte Mensch.

**LIEBSTÖCKEL kreislauffreundlich**

*Montaigne:* Ich will die Männer folgendes lehren, wenn es noch welche geben sollte, die die Sache zu hitzig betreiben: nämlich das Vergnügen selbst, das sie in Erkenntnis ihrer Frauen genießen, ist verwerflich, wenn nicht Mäßigung dabei beobachtet wird.

**MELISSE schmerzstillend**

*Frau Rat Goethe:* Zuweilen so einen freundlichen Blick, so ein Kopfnücken oder der gleichen – thut einem auf seiner Wanderschaft sehr wohl.

**PETERSILIE unentbehrlich, Königin der Kräuter**

*J. G. Fichte:* Wie man Petersilie, Pilze und Bücklinge auf den Straßen ausruft, ebenso sollten auch die Bücher ausgerufen werden; nicht durch die ersten Erzeuger, wie sich versteht, sondern durch die Verkäufer, die Buchhändler.

**PFEFFERMINZE Gallenfreude**

*Georg Christoph Lichtenberg:* Ich habe Leute gekannt, die haben heimlich getrunken und sind öffentlich besoffen gewesen.

**ROSMARIN befreiend**

*Roda Roda:* Liebe allein macht nicht glücklich. Man muß auch dürfen und können.

**SALBEI leichter Atem**

*Peter Tschaikowski:* Ich brauche die Arbeit wie die Luft zum Atmen.

**THYMIAN Winde vertreibend**

*Jean Paul:* Kleine Zänkereien vor der Ehe sind große in ihr, so wie die Nordwinde, die im Sommer warm sind, im Winter kalt wehen.

**WERMUT macht Appetit**

*Jerome K. Jerome:* Wir sind wahrhaftig die traurigsten Sklaven unseres Magens. Oh, meine Freunde, wacht sorgsam über ihn und regelt eure Diät mit Verstand und Sorgfalt. Dann wird Tugend und Zufriedenheit in euren Herzen wohnen.

**YSOP bitter und heilend**

*Maxim Gorki:* Ich habe noch keinen Menschen gesehen, der ganz frei gewesen wäre von dem häßlichen Drange, seine Mitmenschen zu belehren. Und obwohl man mir gesagt hat, dieses Laster sei im Interesse der sozialen Evolution dringend notwendig, bleibe ich doch bei der Überzeugung, daß die soziale Evolution an Tempo und Menschlichkeit bedeutend gewinnen würde und die Menschen sehr viel origineller sein könnten, wenn sie weniger andere belehren und statt dessen lieber selbst mehr lernen wollten.

**ZWIEBEL beißend, aber gesund**

*H. Heine:* Man preist den Dichter, der es versteht, Tränen zu entlocken. – Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser teilt er seinen Ruhm.

*Als Kräutergärtner empfiehlt sich Herbert Theuerkauf. Die grafische Anlage gestaltete Thomas Schleusing, Gruppe 4*

# DIE ROGGENMUHME

Es war einmal – nein: auch Rike war einmal ein kleines Mädchen gewesen mit weizenblonden Zöpfen und kornblumenblauen Äugelein. Ratz, der „große Bruder", dreizehnjährig, also fast fünf Jahre älter, hatte sie oft mitgenommen hinaus ins Feld zum Gänsehüten. (Warum sie ihn „Ratz" nannten, keiner wußte es. Er selber meinte, es sei wegen seines wolligen Haares, das, auf Vaters Anweisung, immer „ratze"-kahl geschoren sein mußte.)

Als sie nun so beisammen hockten, Bruder und Schwester, da, wo Vaters Gerstenacker endete und das Roggenfeld vom Bauer Heidemühl begann, das sich tief bis zum Moor hinabzog, und als die Mittagssonne auf die vollen Ähren drückte, daß sich die Halme bogen und der Klatschmohn in Vaters Gerstenacker die Köpfe hängen ließ und sogar die Gänse, des Schnatterns müde, sich in den Feldrain legten und auf ein Lüftchen warteten . . ., wenn alles still war und in die Stille von der Turmuhr im Dorf zwölf müde Schläge herüberwimmerten – dann hing Rike an den dunklen Augen ihres Bruders, die sich zu schmalen Sehschlitzen zusammengezogen hatten. Gleich würde er den Finger an den Mund legen und sagen: „Still, hör doch! Heute kommt sie bestimmt . . ."

Und da lief dann auch ein erstes Wispern durch Heidemühls Roggenfeld, fern und wieder verstummend, anschwellend plötzlich, verebbend, sich nähernd, wurde zum Raunen und Rauschen, bis die Ähren zu zittern begannen und die Halme sich beugten, tief hinab vor Angst oder Ehrfurcht. Denn jetzt klang ein gesäuseltes Flüstern aus dem Feld: die lockende, gebietende, unwiderstehliche Stimme der „Roggenmuhme": „Du wolltest mich sehen, Ratz; da bin ich; komm, wenn du mich küssen willst, komm . . ."

Ratz war aufgesprungen, und, wie einen Wind, hatte ihn Heidemühls Roggenfeld verschlungen.

Atemlos und zerzaust, zwei Knöpfe vom Hemd gerissen, die nackten Beine bis über die Knie mit schwarzem Schlamm verschmiert, war er dann wieder aufgetaucht, irgendwann, nach einer Zeit, die Rike unendlich erschienen war und während der sie, noch heute, glaubt, nicht einen einzigen Atemzug getan zu haben. Und alles, was sie aus Ratz herausbekommen hatte, der erschöpft neben ihr ins Gras gesunken war, ist: „Zur Strafe, weil . . . ich sie geküßt habe . . ., hat mich die Roggenmuhme bis ans Moor gezerrt, wo ich . . . fast . . . erstickt wäre . . ."

Heute ist Rike neunzehn Jahre alt. Der Sommerwind weht ihr das weizenblonde Haar ins Gesicht. Aber schon der Blick aus nur einem ihrer kornblumenblauen Augen genügt, um die jungen Männer des eigenen und des Nachbardorfes um die Mittagszeit, wenn die Sonne hoch über den Ähren steht, in die duftenden Halme zu locken, die schützenden . . ., die hinabführen bis zum Moor. **Harald Hauser**

**Bei Hanns Eisler im Wohnzimmer**

**... und in seinem Garten**

**H.:** Ja, aber man hört doch häufig von der Wirkung der Natur auf den Komponisten, von einsamen Feldwegen, von Meeresrauschen, von Abenddämmerung und Mondenschein. Wie steht es damit?

**E.:** Ja, wissen Sie, das ist bei mir vielleicht anders als bei meinen Kollegen. Auf einsamen Feldwegen, da langweil' ich mich ungeheuer und stolpre meistens über einen Stein, wenn ich nicht stolpern will. Mit der Morgenröte und der Abendröte kann ich eigentlich auch so wenig anfangen. Hingegen kann ich sehr viel anfangen mit der Natur auf der höchsten Ebene, nämlich mit dem Menschen. Sehen Sie, Menschen regen mich an. Zu Menschen zu sprechen und die Verhältnisse der Menschen mit musikalischen Mitteln auszudrücken, das interessiert mich. Hingegen die Morgen-, Mittag- und Abendröten, das ist eine Sache, die überlasse ich den romantischen Gemütern, die schwärmen wollen. Ich schwärme nicht, ich denke auch als Musiker. Und daher ist mir das Liebste an der Natur eben der Mensch.

**H.:** Noch eine letzte Frage: Wie steht es mit der Intuition?

**E.:** Mit der Intuition steht es genauso wie bei allen andern Berufen. Ein Arzt, der einen Kranken untersucht, braucht Intuition und Phantasie, um sich ein eigentliches Krankheitsbild zu machen. Ein Physiker braucht *sehr viel* Phantasie; Sie wissen, welche große Phantasie Planck gehabt hat oder Albert Einstein. Ein Maurer braucht eine gewisse Phantasie, um eine anständige Mauer zu machen. Ein Schweißer braucht eine gewisse Phantasie, um anständig zu schweißen. Auch ein Musiker braucht eine sehr große Phantasie *und* die Beherrschung seines Metiers. Es gibt selbstverständlich Leute, die sehr viel Phantasie haben, aber keinen Fleiß; das nutzt *nichts*. Aber es nutzt auch nicht, *nur* Fleißigsein *ohne* Phantasie. Wollen wir nicht übersehen – ich glaube, es sagte einmal Goethe –, daß der große Teil eines Genies eigentlich der tägliche Fleiß ist. Es ist nicht der *hysterische* Fleiß, der in wilden Nächten mit viel Schnaps auf dem Tisch eine wilde Symphonie komponiert. Es mag auch so etwas geben. Das ist nicht *unser* Stil des modernen Komponisten im zwanzigsten Jahrhundert, der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Wir müssen *ausgeschlafen* sein und können in der Nacht nicht 'rumschwärmen, sonst haben wir morgens einen Katzenjammer, und da schaut die Musik auch danach aus.

Also: Intuition, Inspiration, Phantasie braucht ein Komponist so wie jeder Mensch in allen andern Berufen.

**Dieter B. Herrmann**

Am 6. September jährt sich der Todestag des großen deutschen Komponisten Hanns Eisler zum sechstenmal.

# *Im Gespräch mit* Hanns Eisler

Das nachfolgende Interview mit Hanns Eisler vom 4. Juli 1961 stammt aus einem noch unveröffentlichten Manuskript des Diplomphysikers Dieter B. Herrmann „Hanns Eisler im Gespräch". Der Text stellt die Abschrift einer Tonbandaufzeichnung dar, die uns freundlicherweise zur Erstveröffentlichung überlassen wurde.

**H.:** Wenn über Ihre Musik gesprochen wird, dann höre ich oft sagen, Sie seien ein politischer Komponist; freuen Sie sich eigentlich darüber, oder ärgern Sie sich, wenn man Sie so nennt?

**E.:** Ich freu' mich darüber. Ich halte das für eine ausgezeichnete Bemerkung, die mich durchaus ehrt. Selbstverständlich muß man aber den Begriff der Politik anders definieren, als es zum Beispiel ein normaler Spießbürger macht; denn ein Spießbürger, der vor Politik seine Ruh' haben will, betrachtet diese Art des menschlichen Lebens so ungefähr abseits von ihm, wie ein Nichtphysiker oder Nichtastronom die Spektralanalyse betrachtet: Irgendeine Sache, die andere Leute machen und die schon irgendeinen Sinn haben wird oder nicht. *Er* möchte damit nichts zu tun haben. Diese Auffassung ist selbstverständlich völlig falsch. Denn: Wieso habe ich mich so viel mit Politik beschäftigt? – Das ist ganz einfach: Als ich sah, daß die Politik sich so mit *mir* beschäftigte, hab' ich mich mit Politik beschäftigt. Das beruht auf Gegenseitigkeit.

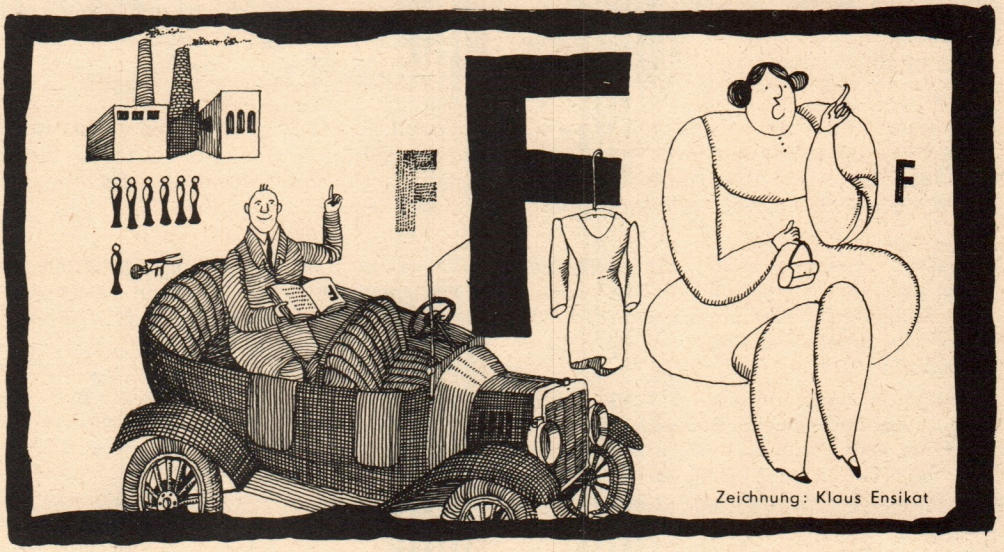
Sie müssen bedenken, ich wuchs in einem Gymnasium heran, das von einem Jesuitenpater, Monsignore Scheiner hieß er – erinnere ich mich heute noch –, geführt wurde und wo man uns in einer bestimmten Weise unterrichtete, die mir keinen Spaß machte, die ich für völlig falsch und rückschrittlich hielt; und auch hielt ich diese Art des Unterrichts für politisch. Ich setzte gegen diesen frühzeitigen Eingriff der Politik in mein Leben meine eigene Politik: ich fing nämlich an, politisch nachzudenken: ob die Habsburger zum Beispiel (ich war in einem Wiener Gymnasium) wirklich ein so erhabenes Herrschergeschlecht sind, daß ich mit Freude dafür auf der Walstatt verbluten muß. Das ging mir nicht in meinen Kopf, denn ich hielt sie für ziemlich mittelmäßige Feldwebel. Aber die Politik ging immer *weiter* mit mir. Dann brach 1914 der erste Weltkrieg aus. Sie müssen zugeben: ein ungeheurer Einschnitt in mein Leben, und zwar durch die Politik. Aber diesmal wurde mein Interesse für die Politik noch hitziger, denn hier wurde es ja furchtbar ernst. Die Politik war ja nicht nur ein Gespräch in einem Kaffeehaus oder unter Freunden, sondern die Politik war eben das Bewußtsein über die gesellschaftliche Lage und wie man sie verändern kann. Das war die Politik, mit der ich mich beschäftigte. Als ich nun aber 1916 gar noch Soldat wurde, im Schützengraben lag, und man gab mir ein Gewehr und befahl mir, einen italienischen Soldaten zu erschießen auf der anderen Seite, dem man ebenfalls befohlen hatte, auf mich zu schießen, wobei ich gar nicht einsah, warum ich einen netten jungen Italiener töten sollte und er mich, da wurde mir die Politik noch wichtiger; und seit diesem Moment, besonders seit Ausbruch des ersten Weltkrieges, war ich eben ein politischer Mensch. Und was ein Mensch denkt, das zeigt er auch in seinem *Tun*. Ich kann ja nicht aus meiner Haut heraus. Wir sind in einem Zeitalter, wo das politische Denken nichts anderes ist als das echte Bewußtsein des Menschen über seine Lage. Das finden Sie *hoffentlich* in meiner Musik. Würden Sie es nicht finden, würde ich mir die gröbsten Vorwürfe machen.

**H.:** Bevor ich heute zu Ihnen kam, bat mich ein Freund, Sie doch unbedingt zu fragen, *wie* Sie eigentlich komponieren.

**E.:** Ach, das ist eine einfache Frage und verdient eine genauso einfache Antwort: Ich muß gut geschlafen haben, also frisch sein. Dann brauch' ich dazu Notenpapier, einen Bleistift und vor allem einen Radiergummi, damit das, was falsch ist, wieder ausradiert werden kann. Dann brauche ich eine gewisse heitere, mittlere Gemütsstimmung, die mir's möglich macht, mich gut zu konzentrieren. Das ist eigentlich die Methode meiner Komposition.

# JÜRGEN KUCZYNSKIS KLEINES LEXIKON

*Professor Jürgen Kuczynski, der bekannte Wirtschaftshistoriker und heitere Schriftsteller, erläutert in seinem kleinen Lexikon unseren Lesern regelmäßig moderne Begriffe.*




Zeichnung: Klaus Ensikat

## 6. Fondsbezogener Preistyp

Kürzlich in der Bahn: Mir gegenüber eine Frau, etwa 50, recht kräftig gebaut. Wenn sie saß, dann saß es wahrlich, und wenn sie redete, dann sprach kein anderer. Nichts jedoch sagte sie, was sich lohnte, der breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen, außer der letzten Geschichte, die ich leider nicht mehr zu Ende hören konnte. Doch sei das Fragment aufgezeichnet: „Geh' ich neulich mir ein Kostüm kaufen. Und die Verkäuferin hat auch eins für meine Figur. Ich frage nach dem Preis. ‚Nee, nee', sag' ich, ‚das ist mir zu teuer.' Antwortet mir die Gans schnippisch: ‚Das ist ein fondsbezogener Preistyp.'

Ich nach Hause und frage meinen Emil: ‚Emil, was ist 'n Fond?' Emil weiß auch nicht, aber holt seinen ‚Liebknecht' und lacht sich tot. ‚Fond heißt Hintersitz', kichert der freche Junge.

Na, ich zurück in den Laden und der Verkäuferin eine . . ." Da hielt der Zug, und ich mußte aussteigen.

Aber der fondsbezogene Preistyp wollte mir nicht aus dem Sinn. Alle möglichen Nachschlagewerke begann ich zu wälzen. Keines klärte mich auf.

Ich rief also meinen Freund Kuczynski an, der dann eine tiefgründige, etwas langweilige und umfassende Sammlung von Definitionen, Formeln und ökonomischen Gesetzen vor mir ausbreitete. Offenbar handelt es sich darum:

Manche Dinge kann man nach sehr großen Ausgaben für Fabriken, Maschinen usw. herstellen – dann aber sind die jährlichen Selbstkosten ihrer Produktion ganz niedrig: Man braucht wenige Arbeitskräfte, wenige Rohstoffe, und die Abnutzung von Maschinen usw. ist gering.

Man kann aber die gleichen Dinge auch bei viel niedrigeren Ausgaben für Fabriken, Maschinen usw. produzieren – nur sind dann die jährlichen Selbstkosten ihrer Produktion höher: Man braucht mehr Arbeitskräfte, mehr Rohstoffe, und die Abnutzung von Maschinen usw. ist größer.

Berücksichtigt man nur und ausschließlich die jährlichen Selbstkosten im Preis, dann würde man rücksichtslos investieren, riesige wirtschaftliche Kräfte für Investitionen binden und käme zu einer falschen volkswirtschaftlichen Rechnung in der Verteilung der wirtschaftlichen Kräfte. Man muß darum in den Preis auch die für viele Jahre vorgeschossenen Ausgaben für die Fonds, für die Fabriken, Maschinen usw. als einmaliger volkswirtschaftlicher Anstrengung einbeziehen, also einen fondsbezogenen Preistyp schaffen.

„Eine wichtige Sache das", meinte Kuczynski. Sicherlich hat er recht.

(Aus den „Erinnerungen eines interessierten Harmlosen", Kapitel II, „Das Jahr 1968")

*P. S.*

*Wer sich noch tiefgehender mit dieser Problematik beschäftigen will, lese Harry Hick „Warum fondsbezogener Preistyp?", Dietz Verlag, Berlin, 1968, 56 Seiten, Preis 1,20 M.*

kommen. Sind die Aufgaben interessant, halte ich es schon die letzten Urlaubstage vor Spannung kaum aus."

Hier haben wir das zweite Bestimmungsstück für die Beantwortung unserer Frage, die Arbeit, von der und für die man sich im Urlaub erholt. Je weiter sich der einzelne mit seiner Arbeit inhaltlich identifiziert, desto eher wird er wieder „hineinkommen". Ja, er mag vielleicht auch während des Urlaubs gar nicht so ganz „abschalten" wollen. Wir glauben nicht, daß eine Kuchenverkäuferin, die sich jeden Tag mit der Befriedigung ihrer Kunden placken muß, in den Ferien besonders gern am Büffet hilft. Aber, daß es sie zum Eingreifen zwackt, wenn irgendwo die Pfannkuchen gewissermaßen mit der Müllschippe verteilt werden, ist sicher ein verständliches Gefühl. Wir haben einen Kellner gesehen, der dem aushelfenden Kollegen des Ferienheimes die Eiswürfel unter dem Rotwein geradezu herausriß. Diese „Barbarei" verdarb ihm die Laune. Aus solchem Holz sind die *Feuerwehrleute W. M., 27,* und *G. S., 28,* geschnitzt: „Wir haben unseren Urlaub bitter notwendig, um wieder nervlich und körperlich auf Draht zu sein. Gleich am ersten Tag nach dem Urlaub kann ein wichtiger Einsatz sein. Dann muß man topfit sein und kann nicht den verflossenen Ferien nachtrauern."

„Ganz und gar vergißt man die Arbeit auch im Urlaub nicht. Ich (*W. M.*) war in diesem Jahr in Thüringen. Unter anderem habe ich mich darüber informiert, wie die dortige freiwillige Feuerwehr arbeitet. Es ist ein regelrechter Erfahrungsaustausch geworden."

Noch ein wichtiger Gesichtspunkt kommt hinzu. Er wird von *Erich Berger, 43, Transportpolizist, Berlin,* vorgetragen:

„So, wie man vor dem Urlaub sich als urlaubsreif bezeichnen kann, kommt während des Urlaubs der Zeitpunkt, wo man sich wieder arbeitsreif fühlt. Ob die Arbeit dann schmeckt, hängt weitestgehend von der Leistung des Kollektivs ab. Wartet ein großer Berg liegengelassener Arbeit, macht der Start wenig Spaß."

Der Entwicklungsgrad des Kollektivs spielt bei der Charakterisierung der Arbeit in der Tat eine große Rolle. Zwei Sprichwörter, beide aus der bürgerlichen Gesellschaft, kennzeichnen die Extreme.

„Die Abwesenden haben immer unrecht", sagt man in Frankreich. Andererseits hört man auch dieses Wortspiel: „Körperliche Abwesenheit ist besser als Geistesgegenwart."

Beide Sentenzen spiegeln Betriebsverhältnisse wider, wie sie für den Kapitalismus typisch sind. Ohne Zweifel gibt es bei uns noch Rudimente solcher Auffassungen, die sich manchmal im Verhalten bestimmter Kollegen zeigen. Sie sind der Ausgangspunkt von „Urlaubsneurosen", mit denen die Ärzte zu tun haben. Läuft alles glatt? Geht es ohne mich? Was machen inzwischen die anderen? Solche Fragen konnten oder können den Urlaub beeinträchtigen. Sie sind charakteristisch für eine Gesellschaftsordnung, in der die Existenzangst bestimmt, in der jeder des anderen Feind sein kann. Manch einer ist vielleicht noch nicht weit genug vom Kapitalismus entfernt, um von solchen Urlaubsstörungen völlig frei zu sein.

Festzuhalten bleibt, daß der Entwicklungsstand des Arbeitskollektivs für den Wiederbeginn der Arbeit nach dem Urlaub eine Rolle spielt. Darauf Einfluß zu nehmen, ist Verfassungsrecht für jeden DDR-Bürger und seine Gewerkschaft.

Zwei Tendenzen tauchen in den Meinungen der Interviewten auf:

Es kommt auf den Urlaub an und auf die Arbeit! Aber auch die Menschen sind nicht gleich. Was dem einen Anregung oder Spaß, mag dem anderen ein Greuel sein. Eigene Lebenseinstellung und -erfahrung stehen zu Buche. „Was dem einen sin Uhl, is dem andern sin Nachtigall", sagt ein Sprichwort aus Mecklenburg. Damit Hunderttausende in die Ferien reisen können, machen Hunderte harten Schalterdienst, wie

*Hildegard Pacalt, 48, Reichsbahnsekretär, Berlin:*

„Durch die Ferien ist bei uns zur Zeit Hauptsaison. Außerdem müssen auch die Aufgaben der Kollegen, die in Urlaub sind, erfüllt werden. Folglich stürzt man sich in die Arbeit, um sie nicht erst zu einem großen Berg anwachsen zu lassen. Für Überlegungen, ob sie schmeckt oder nicht, bleibt keine Zeit."

Für manch einen, der seine Arbeit außerhalb des Wohnortes – mit Auslösung natürlich – verrichtet, kommt ein Besonderes hinzu:

*Dieter Machold, 37, Monteur, Weimar:*

„Bei mir ist Urlaub mit Familienleben gleichzusetzen. Deshalb nehme ich nur ungern Abschied vom Urlaub."

So erweist sich unsere Frage als ein System von Beziehungen zwischen den Festpunkten Urlaub, Arbeit und Persönlichkeit. Es ist ein Teil unseres gesamtgesellschaftlichen Systems des Sozialismus. Eine einfache Frage des Alltags führt in die Struktur der Gesellschaft. Sie ist deshalb interessant für jeden einzelnen und für uns alle.

*Klaus L., 16, Schüler der Vorbereitungsklasse 10 R an der 2. Erweiterten Oberschule Berlin- Mitte,* hat trotzdem seine Befürchtungen:

„Ich bin sauer. Neun Jahre lang habe ich in jedem September einen Aufsatz über mein schönstes Ferienerlebnis schreiben müssen. Wahrscheinlich steht das so im Lehrplan. Ich habe Lager, Wanderungen, Fischzüge, Jungfernfahrten, Erntehilfen und Funklehrgänge beschrieben. Muß ich jetzt einen neuen Aufsatz über die Kräftesammlung zum neuen Schuljahr schreiben?"

Und auch

*S. K., 42, Sachbearbeiter, Magdeburg,* hat eine Frage:

„Wenn ich sage: Ja, sie schmeckt mir vorzüglich, bin ich dann an einer Auslosung beteiligt?"

Wir verlangen keinen neuen Aufsatz. Aber warum eigentlich keine Auslosung für die beste Antwort? Wir schlagen Herrn S. K. für eine Buchprämie vor. Und im übrigen wünschen wir für den nächsten Urlaub „Weidmanns Heil!", „Gut Holz!", „Petri Heil!", „Sport frei!", „Ahoi!" und „Allzeit guten Wind!"

**Klaus Katen**

fällt. Nur, wenn's regnet, leiden wir. Ich und mein Geschäft."

Da die Wissenschaft das Wetter noch nicht ganz genau regulieren kann, plädieren wir für eine Allwetter-Losverkaufs-Anlage am neuen Alex, vielleicht in der Supermarkthalle und mit Anschluß an das Heizwerk des Herrn Kasper.

Wie halten Sie es, Herr *Albert Hedicke, 63, Taxichauffeur,* mit der Arbeit nach dem Urlaub?

„So ein Urlaub kostet doch eine ganze Stange Geld. Da wird es dann höchste Zeit, daß man sich wieder auf den Bock schwingt und Geld macht. Nicht zuletzt für den nächsten Urlaub."

Das ist eine interessante Philosophie: Das Leben in einer Wellenbewegung vom Arbeitstief zum Urlaubshoch. Die künftigen Urlaubsfreuden als Ansporn für heutige Leistungen. Nun ja, als ökonomischer Hebel mag es ja gelten, vorausgesetzt, daß bei der Arbeit selbst auch ein wenig Freude zu finden ist. Ein personengebundenes Beispiel dazu sei nicht verschwiegen. In einem Berliner Frisiersalon, dessen Anschrift wohlweislich verschwiegen bleibt, amtiert die entzückende Herrenfriseuse Ingelore. Neben ihrer Eiswasserflasche steht ein unersättliches Sparschweinchen. Bereits beim Vorkämmen weiß der Kunde, daß hier sein Trinkgeld zu einem Vorschuß für den nächsten Urlaub werden kann. Ingelore plaudert traumverloren von Varna und Tekirghiol. Als sie letzten Monat zurückkam, schimmerte ihre Haut tiefbraun. Auch bei den übrigen Farben stimmte bloß noch die der Augen. Ingelore strahlte ganz neu und erzählte schelmisch die Geschichte von ihrem Sparschweinchen. Ob die Arbeit nach dem Urlaub schmeckt, das hat offenbar auch mit dem Urlaub selbst zu tun.

„Ist der Urlaub nicht allzu schön gewesen, hat man das Gefühl, überhaupt keinen gehabt zu haben und macht sich nicht gerade fröhlich an die Arbeit."

So *Alfred W., 52, Lohnbuchhalter, Halle.*

Halten wir seine These fest: Je schöner der Urlaub, desto leichter die Arbeit danach. Das Gegenteil wird von *Siegfried Klein, 26, Seemann, Berlin,* vertreten:

„Es ist äußerst schwer, erst einmal wieder reinzukommen. Ich brauche ungefähr drei Tage. Nach einem besonders schönen Urlaub fällt der Anfang noch schwerer. Die Einarbeitungszeit dauert dann etwas länger."

Ganz anderer Meinung ist *Marlies Arnold, 17, Lehrling, Königsbrück:*

„Sonderlich große Lust habe ich anfangs nie. Wenn die Ferien schlecht waren, gibt es wenigstens nichts zum Nachtrauern. Dann ist der Anfang nicht ganz so schwer."

Wenn man Marlies recht geben wollte, müßte man konsequenterweise den FDGB-Feriendienst liquidieren oder zumindest das Essen in den Ferienheimen versalzen und den Strandfunk noch ein paar Phon lauter einstellen. Ob aber das die Lösung wäre?

Dem Problem wesentlich näher kommt *Herbert Wachsmuth, 36, Techniker, Schwerin:*

„Das kommt auf die Art des Urlaubs an. Habe ich die Ferien über gefaulenzt, dürste ich förmlich nach Arbeit."

Hier finden wir ein wesentliches Bestimmungsstück für den erfolgreichen, kräfteerneuernden Urlaub. Er muß sich vom Arbeitsalltag unterscheiden. Allein der „Tapetenwechsel" bringt schon Erholung. Das ist der Grund dafür, daß Mathematiker gern angeln, Asphalttreter Pilze sammeln, Professoren Holz hakken, Seeleute zu Hause bleiben und die vielen Ortsansässigen weite Reisen unternehmen!

Wir haben festzuhalten, daß die Arbeitsfreude nach dem Urlaub vom Charakter des Urlaubs abhängt. Aber nicht nur davon.

Hören wir *Leopoldine Kelch, 48, Verkäuferin, Berlin:*

*Erika Müller, 40, Verkäuferin, Berlin* (gleiche Verkaufsstelle): „Bei uns herrscht ein gutes Arbeitsklima. Da macht das Arbeiten Spaß. Deshalb trauern wir dem Urlaub nicht nach. Urlaub ist ja ganz schön, aber wenn es wieder losgeht, ist es auch ganz schön."

*Rudolf Fischer, 56, Diplomchemiker, Rostock:*

„Das hängt entscheidend von den Aufgaben ab, die auf einen zu-

## Unsere aktuelle Umfrage:

# WIE SCHMECKT IHNEN DIE ARBEIT NACH DEM URLAUB?

*Herta B., Hausfrau, 34, Frankfurt/Oder:*

„Urlaub? Was ist das? Ist das die Zeit, in der die Kinder und der Mann auch vormittags zu Hause sind?"

Ach du lieber Himmel, das fängt ja gut an. Die alten Römer wußten schon, warum sie in ihrer Lehre von der Rhetorik die Gegenfrage verdammten.

Also werden wir erst einmal erklären, was Urlaub ist. Urlaub, das war mittelhochdeutsch urloup und hieß, mit Verlaub, soviel wie Erlaubnis, nämlich, sich zu entfernen. Später wurde die Entfernung zum Hauptinhalt des Wortes, und das englische „leave" für Abschied hat diese Bedeutung konserviert. Ja, und die Kinder haben, da wir diese Zeilen schreiben, gerade Ferien, was nahezu dasselbe ist wie Urlaub, nur daß es von den lateinischen feriae, den Feiertagen, kommt. Laut Reichsordnung von 1521 treten Ferien erstmalig als geschäftsfreie Tage des Gerichts auf, in „Gerichtsferien" heute noch erhalten. Bank-, Parlaments- und Theaterferien kamen hinzu. Regelmäßige Schulferien gibt es in Bayern seit 1782, in Preußen seit 1858. Sie dauern in der DDR gegenwärtig 100 Tage, darunter 21 Sonnabende – genug also, um ohne Schulschwänzerei gemeinsame Wochenenden mit den Eltern zu verbringen.

Der Urlaub ist Gegenstand des Gesetzbuches der Arbeit, Grund für zahllose medizinische Ratschläge („Am ersten Sonnentage höchstens $7^3/_4$ Minuten bräunen!") und im Zusammenhang mit schlechtem Wetter Objekt unzähliger hämischer Karikaturen.

Mit einer Urlaubs-oder-danach-Umfrage muß man den richtigen Tag erwischen. Unser Reporter erntete Schmähreden und einen Muschelhagel, als er in strömendem Regen einen Strandkorb in Boltenhagen lüftete, um die Nachurlaubsfreuden des dort ruhenden Badegastes zu erforschen. Von der Antwort des Herrn *N. N., 28 Jahre,* Halbschwergewicht, guter Trainingszustand, konnten nur die Worte „Sie, Sie!" identifiziert werden. Wir wechselten den Schauplatz, um *Gunter Alexanow, 33, Schuhmacher, Neuhaus/Rennsteig,* zu fragen.

„Uns schmeckt die Arbeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember nicht. Außerdem haben wir keine Zeit, groß darüber nachzudenken. Hier liegt so viel Arbeit, daß man einfach gezwungen ist, loszulegen."

Wir glaubten erst, uns im Datum verhört zu haben – vom 31. Dezember bis zum 1. Januar erscheinen derartige Gefühle verständlich –, mußten aber bald merken, daß man unsere Frage prinzipiell zu verneinen wünschte. Immerhin, wer glaubt, daß am ersten Tage nach dem Urlaub alle Werktätigen mit verklärtem Blick und einem fröhlichen Lied auf den Lippen zum Arbeitsplatz eilen, der wird an diesem Beispiel eines anderen belehrt.

Aber es gibt auch viele andere, wie

*Heinrich Kasper, 46, Heizer, Berlin:*

„Mir fällt die Umstellung überhaupt nicht schwer. Im Gegenteil. Auch der Erfolg des Urlaubs hat bei mir auf den Arbeitsbeginn keinen Einfluß. Ich bin Heizer einer automatischen Anlage. Ich kann mir allerdings vorstellen, daß zum Beispiel ein Grobschmied anderer Meinung ist."

Die Berufe sind gewiß verschieden. Aber ebensowenig, wie der Heizer an der modernen Anlage nur einen Knopf zu drücken braucht, bestimmt das Schwingen dreißigpfündiger Vorschlaghämmer heute das Berufsbild des Schmiedes. Zu denen, die sich nach dem Urlaub schnell umstellen können, gehören auch Angehörige ganz traditioneller Berufe, wie

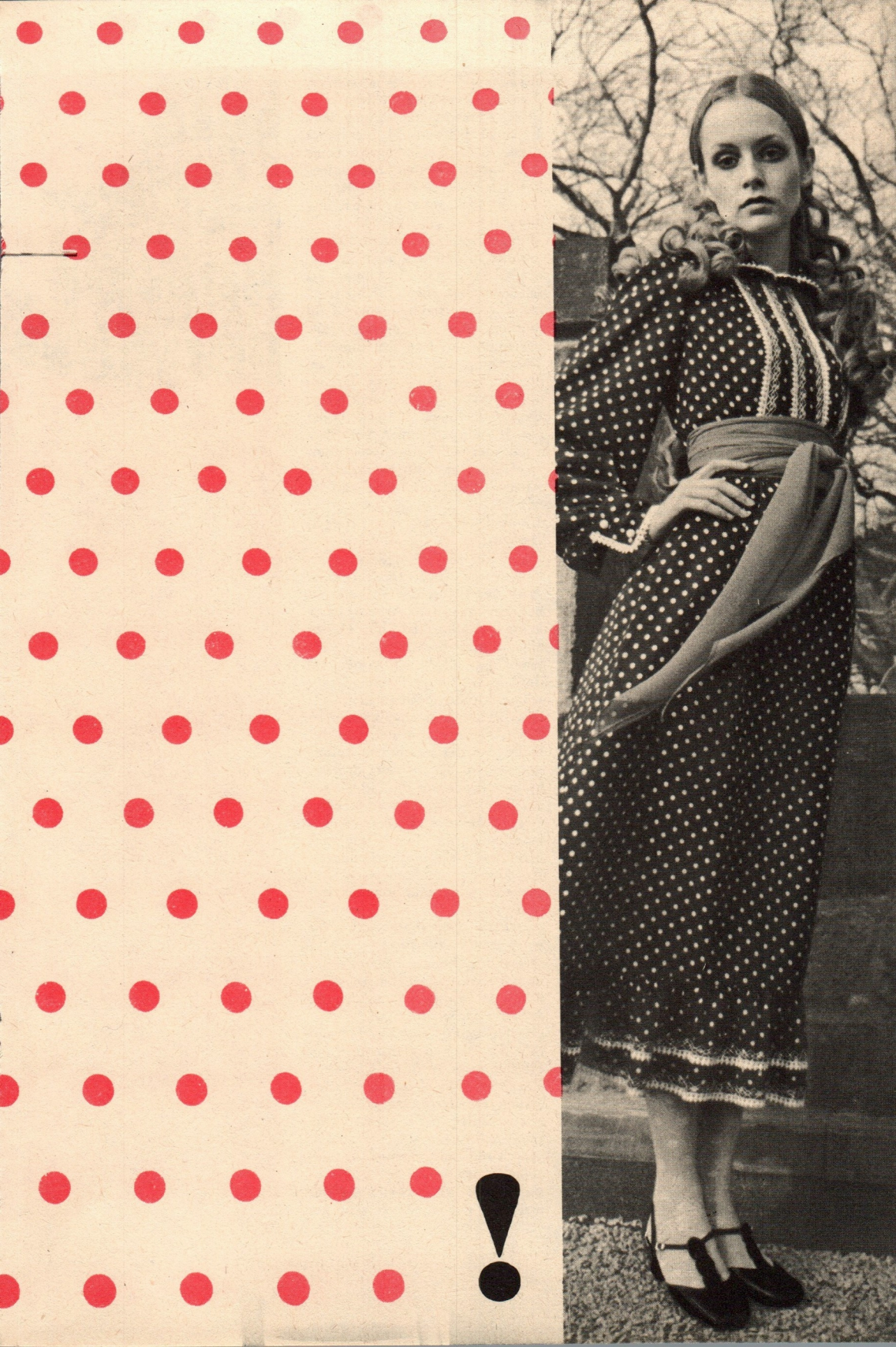
*Elisabeth Nowothnick, 63, Blumenbinderin, Berlin:*

„Natürlich könnte der Urlaub immer etwas länger dauern. Aber wenn er vorbei ist, macht die Arbeit auch wieder Spaß."

Das freut auch den Kunden und läßt die Blumen gleich noch ein bißchen mehr leuchten. Übrigens, einer der Männer mit den vielen blauen Hunderten am Zylinder, Losverkäufer in Berlin, ist

*Hans Nordmann, 48:*

„Ich kann mir meinen Urlaub nehmen, wann ich will. Manchmal brauche ich ihn beinahe nicht, weil mir meine Arbeit sehr ge-



Warenhaus der Gesellschaft einbehalten. Ganz offensichtlich ist die „Gesellschaft des Überflusses" noch nicht zu den Arbeitern der American Can Company in Bellamy, Alabama, vorgedrungen.

## *Gleichberechtigung*

Dearborn im Staate Michigan ist eine amerikanische Stadt mit mehr als 112 000 Einwohnern. 1965 übersiedelte der Pfarrer Arthur Knight mit seiner Familie von Detroit nach Dearborn, weil seine 4 Kinder, von denen das jüngste 6, das älteste 16 war, in einer günstigeren Umgebung aufwachsen und eine bessere Schulbildung erhalten sollten.

Im Juni 1968 entschied der Pfarrer Knight, es sei nun an der Zeit, nach Detroit zurückzukehren, weil seine Kinder in Dearborn fortwährend gequält und diffamiert wurden.

„Meine Kinder sind ständigen Quälereien ausgesetzt. In der Schule nennt man sie ‚Nigger', und die weißen Kinder spielen nicht mit ihnen. Die Schulen haben nicht versucht, ihnen zu helfen, die Lehrer und Schuldirektoren wollen nichts mit ihnen zu tun haben. Ich möchte weg von hier, bevor die Kinder allzu großen seelischen Schaden nehmen. Ich selbst kann auf jeder Ebene zurückschlagen, aber diese Kinder sind zu jung, um zu verstehen, worum es eigentlich geht."

Die Knights sind nämlich die einzige Negerfamilie in dieser Stadt mit 112 000 Einwohnern!

## *Konzentrationslager*

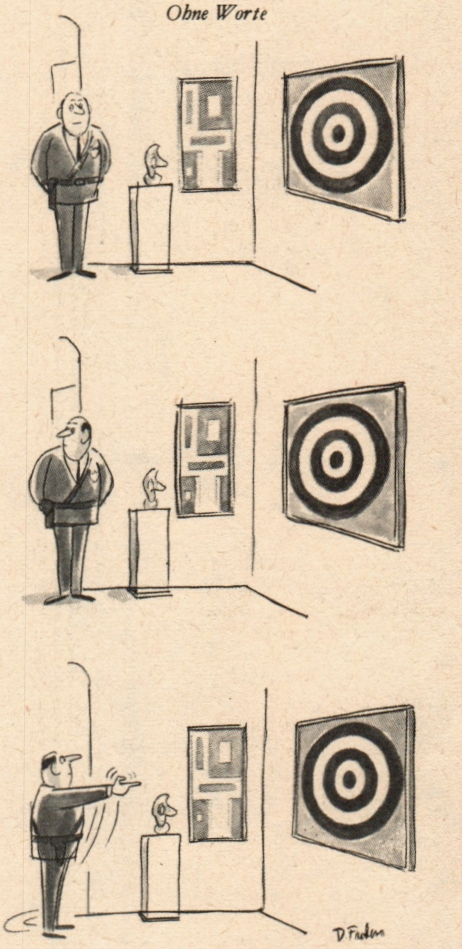
Der US-Kongreß-Ausschuß zur Bekämpfung unamerikanischer Betätigung ist mit einem neuen Vorschlag auf den Plan getreten, wie man dem zunehmenden Kampf der farbigen Bevölkerung um Freiheit und Gleichberechtigung begegnet.

Dem Ausschuß liegt ein Bericht vor, in dem es heißt, daß Neger, die für ihre Gleichberechtigung kämpfen, „den Kriegszustand erklären und deshalb wie in Kriegszeiten ihre Rechte durch eigene Schuld verwirken".

In diesem Bericht wird angeregt, daß in solchen Fällen „die meisten bürgerlichen Freiheiten aufgehoben werden sollten" und daß „sehr wohl Konzentrationslager für die zeitweilige Inhaftierung der aufrührerischen Elemente errichtet werden könnten".

Der Bericht stellt weiter fest, daß, wenn die Protestbewegung der Neger weiße Wohngebiete oder Geschäftsviertel erfasse, dies „einem Angriff gegen die weiße Bevölkerung und die jetzige Regierung gleichkäme".

*Ohne Worte*



*„Wer, glauben Sie, wird in dem Krieg gegen die Armut Geld machen?"*

*(Aus „The New Yorker")*

# *Notizen aus der „freien Welt" von Al Lannon, Los Angeles*

## *„Bombenschützen"*

Ein Jurastudent hatte die Aufforderung zur Musterung erhalten. Der Student, Harold Krents, ist seit seiner Geburt fast blind und seit seinem neunten Lebensjahr völlig blind.
Als Harolds Vater gegen diese Aufforderung protestierte, wurde ihm mitgeteilt, daß sein Sohn vor der Musterungskommission erscheinen, sich einer Untersuchung unterziehen und „beweisen" müsse, daß er nicht sehen könne.
Meinte Harold: „Dazu kann ich nur sagen: Wir sind offensichtlich im Begriff, den Krieg in Vietnam zu verlieren. Wenn wir derartig am Ende sind, werde ich gehen, wenn ein anderer für mich zielt. Ich habe den Ehrgeiz, Bombenschütze zu werden."

## *Amerikanische „Hilfe" für Vietnam*

Der Arzt Dr. Durant, der viele Jahre als Mitarbeiter des „US-Hilfsprogramms" in Vietnam verbracht hat, ist mit einigen sehr kritischen Bemerkungen über die Art, in der diese „Hilfe" gehandhabt wird, in die USA zurückgekehrt.
Er erklärte: „Wir predigen Bodenreform, und dabei waren es die Amerikaner, die alle verfügbaren Villen in Saigon aufkauften oder mieteten, die die Grundstückspreise ins Astronomische trieben und einigen Grundbesitzern zu Millionenprofiten verhalfen. Wir sahen, wie Hotels, Bars und Nachtklubs aus dem Boden schossen, während die Mehrzahl der Einwohner von Saigon in Holzhütten lebt."

## *Hunger*

Ein Untersuchungsausschuß amerikanischer Bürger veröffentlichte kürzlich einen Bericht, in dem festgestellt wird, daß 29,9 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten in Armut leben.

Der Ausschuß kritisierte besonders die sogenannten Regierungsprogramme für die Versorgung der Armen mit Lebensmitteln. Nach dem Bericht werden von diesen Programmen nur etwa 18 Prozent der Armen erfaßt; von diesen 18 Prozent aber bekommen 33 Prozent nur eine „Armenkost". Ferner wird festgestellt, daß der Kongreß 1967 zwar in großer Eile ein Gesetz verabschiedete, wonach reiche Farmer eineinhalb Milliarden Dollar erhalten sollten –, dagegen dauerte es über sieben Monate, bis die Ausgabe von nur 195 Millionen Dollar für Lebensmittelbons für die Armen genehmigt wurde.

Im letzten Jahr teilte Präsident Johnson der amerikanischen Bevölkerung mit, sie hätte es noch nie so gut gehabt – und heute marschieren die Armen Amerikas nach Washington, um Mr. Johnson wissen zu lassen, wie „gut" sie es in Wahrheit haben.

Nehmen wir zum Beispiel Mrs. Brown aus Clarkdale im Staate Mississippi. Sie ist 46 Jahre alt und hat fünf Kinder zwischen sechs und dreizehn Jahren.

„Ich konnte die Schule nur bis zur fünften Klasse besuchen", erzählt Mrs. Brown, „weil ich arbeiten mußte ... Ich und meine fünf Kinder wohnen in einer Hütte mit drei Räumen, mit der nackten Erde als Fußboden und zerbrochenen Fensterscheiben. Wir kriegen 68 Dollar im Monat von der Wohlfahrt; davon zahlen wir 18 Dollar monatlich für Miete, 2 Dollar für Wasser, 4 bis 7 Dollar für elektrisches Licht, 5 Dollar für Gas und 6 bis 8 Dollar für Brennholz ..." Es bleiben der Familie also ungefähr 30 Dollar im Monat für Essen und Kleidung. Wie gut kann es einem da gehen?

## *Das „reiche" Amerika*

Die Stadt Bellamy im Staate Alabama gehört der American Can Company, einer Gesellschaft, die Konservenbüchsen herstellt. 1967 beliefen sich ihre Umsätze etwa auf eineinhalb Milliarden Dollar und ihr Nettoprofit auf über 76 Millionen Dollar. Für die Inhaber dieser Firma sind die USA in der Tat eine „Gesellschaft des Überflusses".

Aber wie steht es um die Arbeiter, die diese gewaltigen Profite für die Eigentümer der American Can Company erarbeiten?

Kürzlich hat eine Untersuchung ergeben, daß diese Arbeiter in Häusern wohnen, die der Gesellschaft gehören. Sie müssen Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs in Läden kaufen, die ebenfalls der Gesellschaft gehören. Dort liegen die Preise um 25 bis 35 Prozent höher als in anderen Städten. Die Arbeiter zahlen nicht bar, sondern quittieren Bons für alles, was sie kaufen. Diese Bons gehen an den Zahlmeister der Gesellschaft, der die Beträge dann von den Löhnen abzieht. Die meisten Arbeiter wissen nie, wieviel sie dem Warenhaus schulden, und müssen die Angaben des Zahlmeisters ungeprüft hinnehmen. Ein typisches Beispiel ist ein 23jähriger Vater von 3 Kindern, der seit 3 Jahren bei der Gesellschaft arbeitet. Er erhält seinen Lohn alle 14 Tage. Mitte April 1968 betrug sein Bruttolohn 139 Dollar 43 Cents. Am Zahltag bekam er noch ganze 5 Dollar. Der gesamte Rest seines Lohnes, mit Ausnahme des Steuerbetrages, wurde für die Bezahlung seiner Schulden im

## 6. Akt: Der Küchenhengst als Hobby

Hier wird der gangbare Ausweg in die Zukunft des Haushalts sichtbar. Um die Maschinenwelt mit ihren unerhörten Vorzügen dem Haushalt zugänglich zu machen, muß man ihn – wie das mit Betrieben überall der Fall war und ist, zur Zeit in ganz gewaltigem Maßstab in der Landwirtschaft zum modernen Großbetrieb entwickeln. Zusammenlegen, was zusammenlegbar ist! heißt die Parole.

Begreiflicherweise kann dieser Vorgang nicht zu einer Art Volkskommunen führen, in denen die auf rückständigste Weise anfallende Arbeit – einschließlich des „Sich-Nährens" – sozusagen aus einem Topf gemeinsam erledigt wird. Solche Formen haben mit dem primitiven Urkommunismus mehr zu tun als mit dem modernen Sozialismus. Dessen Überlegenheit tritt gerade dort hervor, wo selbst die höchstentwickelten kapitalistischen Methoden der Versorgung nicht mehr hinreichen oder nur relativ wenigen, sehr begüterten und bevorzugten Familien, die sich buchstäblich alles leisten können, eine (für sie!) befriedigende Lösung verschaffen.

Die sozialistische Lösung des Haushaltsproblems muß allen dienlich sein. Das macht sie ja so schwierig und menschlich gültig zugleich! Sie besteht in der Hauptsache darin, daß alle oder fast alle Hausarbeit von hochspezialisierten, hochmechanisierten und sogar automatisierten Großbetrieben billig, schnell und fachkundig bewerkstelligt wird. Das setzt voraus, daß möglichst viele Arbeiten aus dem individuellen Haushalt in Großbetriebe verlagert werden: Die Wäsche in die Großwäscherei; die Küchenarbeit in die Großküche oder in Fabriken für vorgefertigte Mahlzeiten aller Art; die Säuberung von Fenstern, Fußböden und Kleidung in Dienstleistungskombinate; und so weiter.

Der Zeitgewinn liegt auf der Hand: Die gleiche Hausfrau, die – mit Hilfe einer kostspieligen Maschinerie, die nur zu einem Bruchteil ausgenutzt wird – vielleicht bequem, aber immer noch in neun, fünf, sechs Stunden ihren Haushalt meistert, würde am Steuer der Maschinerie eines Großbetriebes in der gleichen Zeit die gleiche Leistung für viele Haushalte vollbringen. Das gilt auch sinngemäß, wenn sie als Kindergärtnerin oder Lehrerin arbeitet: Sie beseitigt damit Hindernisse, die einer Berufstätigkeit vieler Mitleidender im Wege stehen.

Und sie ist dann berufstätig – mit all den Vorteilen, die eine Beschäftigung im modernen Betrieb für die Ausbildung ihrer Gleichberechtigung, ihrer Fähigkeiten, ihrer ganzen Persönlichkeit in sich trägt.

Die Gesellschaft aber ist dann besser in die Lage versetzt, die erforderlichen Gemeinschaftseinrichtungen entsprechend auszubauen: Von der tadelfreien Betriebsküche bis zum Kinderhort, in dem es sogar freie Plätze gibt; vom fast beliebig leistungsfähigen Stadtverkehrsnetz bis zur Selbstbediener-Gaststätte, die sogar abends eine reichbesetzte Speisekarte aufweist und in die man selbst mit Gästen gerne geht. Die Gesellschaft kann die Arbeitsproduktivität für den bisher so rückständigen Sektor ebenso steigern wie in der übrigen Wirtschaft: praktisch unbegrenzt.

Was an Hausarbeit bleibt, schmilzt bei diesem Prozeß zusammen, vor allem dann, wenn man die Haushaltung selbst nicht über Gebühr aufbläht – ein schlimmer Fehler, den unsere Töchter und Enkelinnen dereinst scheuen werden, wie schon ihre Urgroßmütter den unzeitigen Storch.

Die Industrie, vor allem die chemische, fördert diese Entwicklung mit allen Mitteln. Pflegeleichte Fußböden und Textilfasern, „selbsttätige" Waschmittel (für das bißchen Wäsche, das man so nebenbei zu Hause noch erledigt), tafelfertige Assietten, Geschirr und Flaschen, die man nach Gebrauch fortwirft – das alles beschleunigt das Ende des alten Tyrannen Haushalt.

Wer seinen Küchenhengst lieber tummelt als schlachtet, mag das getrost weiter tun – als leichtes Hobby, nicht mehr als schwere Fron. Zu meinem Befremden mußte ich bei der Lektüre unserer Illustrierten feststellen, daß die Kochlust wie eine Seuche verbreitet ist. Eine Gnadenfrist für den Küchenhengst, als wichtigstem Gaul im Stalle des Haushalts, deutet sich da an.

Nebenbei: Auch ich koche gern. Und viel zu gut. Aber selten. Denn hinterher werde ich jedesmal von meiner Frau gerügt. Wegen der enormen Küchenarbeit, die meine Versuche kochkünstlerischer Selbstbetätigung hinterlassen . . .

*Illustrationen: Horst Hussel*

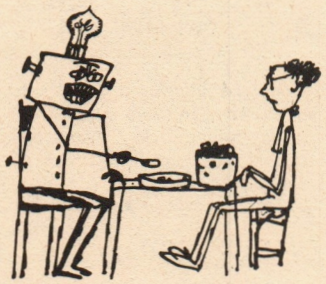
Das führt zum nächsten Einwand: Man braucht doch bloß alle Beteiligten zu beteiligen . . . Ein Körnchen – von mir aus ein grobes Korn – Wahrheit steckt, für die Gegenwart, natürlich drin. Wenn Mann und Kinder (und sogar Gäste!) mit zugreifen, wird die Belastung für die Hausfrau geringer. Das ist nowendig und gerecht. Aber eine gültige Lösung unseres Problems ist es nicht. Ganz abgesehen davon, daß der spießerliche Familienpascha, der sich nach einem knappen Achtstundentag aufs Kanapee haut oder in der Eckkneipe bröselt, derweil seine Frau ihren schweren Fünfzehnstundentag einsam und verlassen absolviert, wahrhaftig zur Witzblattfigur degradiert ist – ganz abgesehen davon, sind Mann und Kinder meist beruflich beziehungsweise schulisch schön genug eingedeckt, daß man ihnen eine erhebliche Mehrbelastung durch den Haushalt tunlichst ersparen sollte. (Was keineswegs bedeutet, daß sie für ihn gar nichts zu tun brauchen, solange es ihn gibt.)

„Bleibt die Maschinerie!" sagt Einwand drei. „Mechanisieren wir den Haushalt bis zum Äußersten! Dann machen die Maschinen alles, der Mensch nichts." Die Parole klingt höchst modern. Aber sie zerbricht beim ersten Anstoß wie ein rohes Ei, das sich als Billardkugel ausgibt. Wer eine Küchenmaschine, einen Grill oder ähnliches Wundergerät besitzt, hat nach spätestens acht Tagen der ersten Liebe heraus, daß der Einsatz für zwei, drei Personen nicht lohnt: Montage und Säuberung sind kaum zeitsparender als Großmutters Methoden von Hand. Bequemer mag vieles sein; hübscher auf alle Fälle. Was die aufzuwendende Zeit betrifft, sieht die Rentabilitätsrechnung allerdings anders aus. Die meisten heute gebräuchlichen Maschinen für den Haushalt sind freilich so billig und erleichtern die Arbeit in solchem Maße, daß sie auch im kleinsten Wigwam nützlich sind – manche, wie der Staubsauger, sogar unentbehrlich. Aber was sollte etwa ein „alleinstehendes", obendrein berufstätiges Ehepaar (Mittagessen in der Kantine!) mit einem Geschirrspülautomaten anfangen, den es nur zweimal in der Woche zu einem kurzen Durchgang benutzt? Ein paar Minuten Handarbeit jeden Tag erfüllen den gleichen Zweck.

Hier schon zeigen sich Grenzen für die Mechanisierung des individuellen Haushalts. Sie schneiden härter ein, sobald es um die gesamtwirtschaftliche Nützlichkeit geht. Was an rotierenden Geräten – wie Kaffeemühle und Küchenmaschine – für den einzelnen Haushalt relativ leicht erschwinglich und daher, selbst bei geringer Nutzung, ökonomisch noch erträglich ist, wird bei weiterer Steigerung der Ansprüche gesamtwirtschaftlich unvertretbar. Maschinen verrichten zwar Arbeit, aber sie verursachen auch Arbeit – nicht nur im Gebrauch, sondern schon bei der Herstellung. Das Verhältnis zwischen Nutzung und Aufwand wird um so ungünstiger, je kleiner ihr Nutzungsgrad und je aufwendiger sie selbst werden.

## 5. Akt: Roboter als „Minna" der Zukunft?

Jedenfalls: So weitgehend mechanisieren, daß die Maschinerie wirklich „alles selbst macht" und die entscheidende Entlastung der Hausfrau sichert, kann man den Einzelhaushalt gar nicht, ohne eine unerhörte volkswirtschaftliche Verschwendung zu betreiben. Der Traum vom Roboter, der als kybernetischer Ersatz für „den Johann" oder „die Minna" willig und billig putzt und bohnert, kocht und wäscht, ist und bleibt Schaum. Er entstammt einer Mottenkiste voller Vorstellungen „herrschaftlichen" Lebens von gestern und paßt nicht in unser Morgen. Dieser Traum wird um keinen Deut realistischer, wenn darin nicht der „personengebundene" Roboter „Minna" mit leise knarrenden Gelenken dienstbotmäßig durch die Räume stelzt, sondern, in zahlreiche Apparate und Aggregate, Rohre und Düsen aufgeteilt, sozusagen entpersönlicht funktioniert. Etwa so: Die Frau des Hauses drückt aufs Knöpfchen – und schon saugt ein warmer Wind allen Staub aus den Zimmern. Ein anderes Knöpfchen läßt die Suppe – ausgewählt à la carte – gerade eßwarm in die Teller spritzen, die nach der Mahlzeit einfach in den Müllschlucker geworfen werden. (Ein Druck auf ein drittes Knöpfchen, versteckt und nur dem Herrn des Hauses bekannt, schenkt ihm indessen mehr synthetisches Pilsner ein, als ihm bekommt.)



Man braucht solche Pseudomodelle des Haushalts von morgen nur einmal kritisch zu durchdenken, um sogleich zu erkennen: So geht es auch nicht. Was sie an Einrichtung, Pflege, Säuberung, Unterhalt beanspruchen würden, müßte insgesamt weit mehr Arbeit verschlingen, als sie einsparen. Es ist eben wenig sinnvoll, immer nur auf den eventuellen Vorteil für den eigenen Haushalt zu starren, den volkswirtschaftlichen Aufwand dagegen gar nicht erst ins Auge zu fassen. Eine überall praktikable echte Lösung des Problems muß beides in Rechnung stellen. Sobald man das tut, bleibt der individuelle Haushalt im Strome der Entwicklung ebenso hoffnungslos zurück wie etwa der Zwergbetrieb in der Produktion.

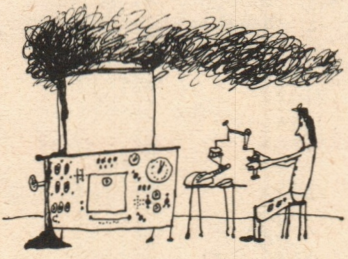
## 2. Akt: Der Thron ist morsch

Auf diesem Wege, der einem Siegeszug gleicht, erhob sich der Haushalt zum Tyrannen des Alltags. Warum er vor allem die Frauen unter den Fuß seiner Despotie stampfte, soll hier nicht weiter untersucht werden. Tatsache ist: Er tat es. Und zwar so nachhaltig, daß wir heute, am Nachmittag des 20. Jahrhunderts, sogar im Bereich der modernsten und menschlichsten aller Gesellschaftsordnungen, der sozialistischen nämlich, und im Zeichen der Gleichberechtigung von Mann und Frau noch immer zu tun haben, mit den Resten dieser Despotie fertigzuwerden. Denn selbst ihre Trümmer wiegen schwer, und sie lasten – nicht mehr rechtlich, aber faktisch – vorzugsweise auf den

Frauen. Es soll nicht geleugnet werden, daß manche Hausfrauen selbst daran schuld sind – insofern nämlich, als sie den prinzipiell gestürzten Tyrannen praktisch weiterpäppeln und seine Blessuren pflegen.
Ein kostspieliger Patient! kann man da nur stöhnen. Viele Pflegerinnen widmen ihm ihre ganze Kraft und Zeit. Sie kochen und bruzzeln, bürsten und schrubben, waschen und säubern, machen ein und rein, was das Zeug hält. Sie meucheln sich dabei selbst – oder jedenfalls die besten Seiten ihres Lebens. Sie verbauen sich die Wege zu einem vollen, modernen Menschenleben, die ihnen der Sozialismus eben erst geebnet hat.
Unabhängig von der subjektiven Einsicht der Geschädigten steht jedoch fest: So kann das nicht ewig weitergehen! Der Tyrann muß endgültig gestürzt, seine Sklavinnen müssen befreit werden. Das ist freilich leichter gesagt als getan. Selbst die einsichtigste Frau kann nicht in kühnem Satz über den Schatten springen, den der Haushalt immer noch wirft.

## 3. Akt: Allerlei Entlastungsoffensiven . . .

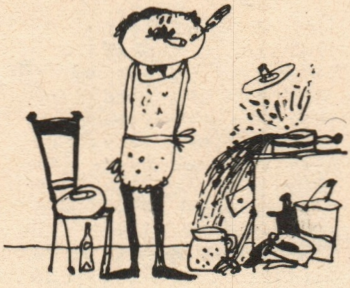
„Was sollen sie denn sonst machen?" fragt verzweifelt der wohlwollende Familienfreund. „Sie können doch gar nicht anders. Die Aufgaben des Haushalts stehen. Wer soll sie denn erledigen, ha?" „Haha!" rascheln da diverse Blätter, allen voran die des „Eulenspiegels". „Da hahahaben wir's ja! Sobald die Ehemänner – und die Söhne – und die Töchter – und die Enkel – und die Untermieter – wenn die alle nicht bloß zum Internationalen Frauentag, sondern immer und ewig die Kohlen . . ."
„Sattsam bekannt!" winken da die Vertreter des Hahaha (*Haus-*



*halthandels*) überlegen ab. „Mal ganz abgesehen von der Fernheizung: Haben diese Leute denn noch nix von der neuzeitlichen Technik für den heutzutagigen Haushalt gehört? Mann! Beachten Sie unser Angebot in Wasch-, Näh-, Strick-, Saug-, Bohner-, Koch-, Küchen-, Grill-, Spül- und sonstigen Maschinen! Dieses Angebot wächst unaufhörlich. Bald werden wir für jeden haushaltlichen Handgriff eine Maschinerie parat haben. Sogar automatisiert!"
Solche Offenbarungen und Offerten sind, genau besehen, Offensiven zur Rettung des Tyrannen. Denn sie sollen ihn reformieren, nicht revolutionär stürzen. Doch sie ändern nichts an der Tatsache, daß sein Sturz, wenn schon nicht überall vollzogen, so doch überall auf der Tagesordnung steht.

## 4. Akt: . . . die scheitern müssen

Nehmen wir Einwand eins: Wer denn sonst soll . . .? Unbestreitbar bleibt der Schwarze Peter, gemäß seinem Drall aus vergangenen Zeiten, den Frauen treu. So schnell ändern sich Verhältnisse und Gepflogenheiten bei Menschen nicht, daß über Nacht bis in den Familienalltag hinein überall praktiziert wird, was längst rechtens geworden ist.
Muß das aber immer so bleiben? Es kann und darf nicht! Daß die



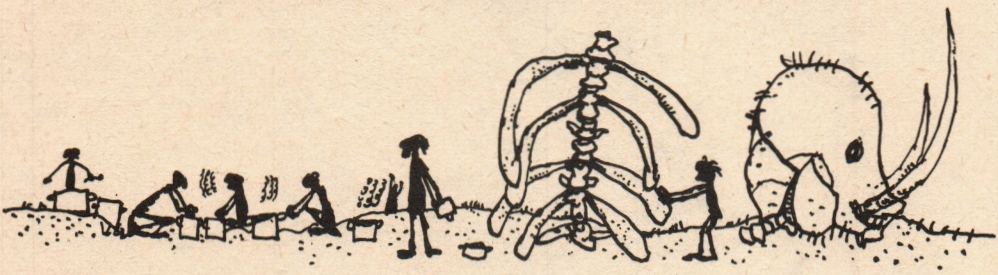
Frauen niemals von ihrer bedeutendsten Aufgabe entbunden werden, die Kinder zu gebären und ihrer Frühpflege am engsten verpflichtet zu sein, dafür sorgt die Natur. Soll ihnen deshalb die Last des Haushalts aufgebürdet bleiben? Gerade deshalb nicht! Dafür muß die sozialistische Gesellschaft sorgen, indem sie die Voraussetzungen ausbaut, die nötig sind, um dem Moloch Haushalt das Handwerk zu legen.

# DER GEMEUCHELTE KÜCHENHENGST

**prognostisch hin-, zu- und angerichtet**
**(als Suppe, Gulasch oder Braten)**
**ODER**

# DER STURZ EINES TYRANNEN

**Entwurf einer ernsthaften Komödie**
**in zahlreichen harten F-Akten**
**von Karl Böhm, „Haushaltsvorstand" a.D.**



## 1. Akt: Die Geburt eines Despoten

Vermutlich beginnt die Geschichte unseres negativen Helden damit, daß unsere sehr frühen Vorfahren vor sehr langer Zeit, um endlich Mensch zu werden, von den Bäumen herabstiegen und in Höhlen umzogen. Diese mochten zwar erheblich weniger luftig sein als jene; dennoch muß es in ihnen mörderisch gezogen haben, so daß man mit ihnen, vom ärztlichen Standpunkt aus sowie wegen des allgemeinen Wohlbehagens, auch nicht zufrieden sein konnte. Die erste Raumheizung ward geboren. Weiterhin fingen diese Leute an, ihre Nahrung schauderhaft zu finden. (Obwohl damals, zugegeben, weder das weise Institut für Ernährung in Rehbrücke noch der fleißige Verlag für die Frau zu Leipzig existierten, die heutzutage für solche Beurteilungen allein zuständig sind.) Käfer und Würmer, roh genossen, sowie Wildkeulen, die allenfalls durch Fäulnisbakterien auf Hautgout gebracht waren, genügten den Roh-Menschen nicht mehr. Es gelüstete sie nach Gesottenem und Gebratenem, das obendrein hübsch garniert sein sollte: mit Mammutschwänzchen etwa, mit Urpetersilie, sauer eingelegt womöglich. (Vom Gegorenen, das um diese Zeit ebenfalls aufkam, wollen wir hier schweigen. Als schlimmste aller damals neu erworbenen Plagen wäre es als Thema für „Das Magazin" entschieden zu hart.)

Überall schossen neue Bedürfnisse wie Pilze aus dem Boden und ins Kraut. Unsere Urfahren wünschten nicht nur wohlschmeckende regelmäßige sowie abwechslungsreiche Mahlzeiten. (Motto etwa: Schluß nun endlich mit dem Schlangenfraß!) Sie verlangten nach Wärme und Behagen. Der naturgelieferte Bodenbelag in ihren Behausungen verwandelte sich sozusagen unter ihren Augen in ordinären Schmutz, den es täglich zu beseitigen galt. (Schlachtruf etwa: Hygiene muß her! Sollen wir vielleicht wie Höhlenbären hausen?) Das Fell, das sie früher kaum gegerbt, sondern sich einfach so umgeworfen hatten, sollte nun mit Knöpfen versehen und hübsch gestriegelt werden. Wie überall taten sich auch hier unsere Urgroßmütter hervor: Sie erfanden immer neue, höchst überflüssige Zutaten zu dem, was man nun „Kleidung" nannte, und plünderten zu diesem Behufe die gesamte Flora und Fauna. (Böse Zungen, die Darwin gerade dem Namen nach mal abgeschmeckt und selbst die köstlichsten Histörchen der Kulturgeschichte nur so obenhin genossen haben, behaupten darob gerne, daß der „affengeborene Mensch" nach seiner Menschwerdung erst so richtig zum Affen geworden sei. Ob man ihnen recht gibt, ist eine Geschmacksfrage. Und damit unerheblich für unser sachlich wissenschaftliches Problem.)

Niemand wird behaupten wollen, daß dieser Wandel in Bedürfnissen und Geschmack, so umwerfend er sich auch noch auswirken sollte, sich über Nacht vollzog. Er mag ein paar Hunderttausende oder sogar Millionen von Jahren beansprucht haben – über eine Null streiten wir uns da gar nicht.

Jedenfalls: Eines schönen Tages (oder Jahrhunderts, Jahrtausends, usw.) hatten unsere Ureltern die ganze Urzeit bis hierhin. Sie stellten beträchtlich neuartige Ansprüche an ihr Heim, mit allem Drum und Dran.

Im Zuge dieses Wandels erblickte der Haushalt das Licht der Welt – um es sogleich zu verdunkeln. Denn kaum war er da, machte er sich unverzüglich daran, seine Herrschaft zu errichten und sich die Familie zu unterwerfen.

Illustration: Renate Jessel

*zwei Zentimeter steigen sollen. In Wirklichkeit fegte sie plötzlich zwei große Flutwellen über das weite Becken. Mit jeder Flutwelle stieg sie um einen halben Meter. Nach der zweiten Flutwelle war das ganze Becken ein einziger See. Aber noch staute sich dieser gewaltige See ein wenig stromaufwärts des Schloßberges von Ottenschlag.*

Inzwischen hatte der Hias eine andere Taktik eingeschlagen. Dieses Mädel, wie sie dahockte, mit dem wirren, dunklen Haar, den zornigen Augen, bezauberte ihn. Er wußte, daß da irgendeine Sache mit irgendeinem Toni war; wer nahm das so ernst in Ottenschlag? Und wenn sie jenen vielleicht erwartet hätte, so sähe sie ja, wie es um dessen Treue bestellt wäre. Der läge längst mit einer anderen, warum sollte sie es anders machen? Man lebt nur einmal, die Liebe ist nur unter uns Lebendigen süß.

Die Mitzi zitterte. Ein trockenes Weinen erschütterte sie. Zorn, Sehnsucht, Angst verschwanden. Ein tiefes, ertränkendes Unglück kam über sie. Sie mußte fliehen. Sie sprang zur halboffenen, schweren Tür. In diesem Augenblick züngelte eine erste kleine Welle herein.

Sie faßte es nicht. Sie sah sich hilflos erstaunt um. Hias sprang auf, als ob er auf diesen Moment gewartet hätte. Sie erschrak, trat in den Regen, in das Wasser hinaus. Doch nun stürzte aus der Hecke von rechts ein brodelnder Gießbach quer über die Straße, alles wurde sogleich ein einziger See; wo war der Straßengraben, wo die Straße, wo die Gruben, in welche die Kinder fielen? Sie flüchtete trotzdem, da trat sie ins Bodenlose, starke Hände umfaßten sie, rissen sie auf den Boden der Schmiede zurück. Dort stieg das Wasser schon über die Knöchel an.

Sie hatte keine Stimme. „Wir werden ertrinken", sagte sie,

**Lesen Sie bitte auf Seite 60 weiter**

die lockeren Scheiben in die Kammer. Was würde der Toni sagen! Der Arme mußte es trocken haben. Sie horchte; der Schmied war noch da; er hämmerte noch; sie ging hinunter, um seine Hilfe zu erbitten.

Es war nicht der Schmied, vor dem sie plötzlich stand; es war nicht der Schmied gewesen, der gehämmert hatte. Der Hias hatte den alten, süchtigen Mann mit ein paar Schillingen ins Dorf geschickt, damit er sich dort einen zünftigen Rausch antränke. Eigentlich hatte er hier an einem Dietrich für Mitzerls Kämmerlein herumgehämmert; aber so war es natürlich viel besser. Das Mitzerl schrie: „Schmied! Schmied!" Der Hias äffte sie gutmütig lachend nach: „Schmied! Schmied! Da kannst sicher sein, daß ich schmieden werd'! Das Feuer ist schon da!" Und er griff nach ihr.

Ein starker Mann und eine starke Frau: es war ein langer und harter Kampf. Sie biß und kratzte; er preßte und würgte. Doch sie hatte eine Stelle an ihren Hüften, wenn da einer hingriff, da schnellte es durch ihren Körper, machte ihn wehrlos. Sie verfluchte ihre Weibsnatur, die sie für den Kampf mit den Männern so ungeeignet gemacht hatte. Sie konnte nicht mehr kämpfen, sie rollte sich zusammen, hockte in der Ecke, stumpf, böse, knurrend. Alles tat ihr weh: Die Augen, die Zähne, das Leben selbst. Sie litt, sie wartete. Es war draußen stockdunkel. Jetzt mußte der Toni bald kommen. Um diese Zeit war meist der Pfiff des Lokalzuges zu hören. Sie lauschte angestrengt. Sicherlich war es der Regen, der auch diesen grell-fröhlichen Pfiff erstickte. Um so besser. Plötzlich würde der Toni da sein und den frechen Kerl in den Wolkenbruch hinausprügeln. Sie wartete.

*Einzelne Teile des 20 Kilometer langen Beckens lagen tiefer als das Normalniveau der Donau. Von oben her hatte das Wasser noch nirgends die Uferdämme überflutet. An den tiefen Stellen brach jedoch von unten her das Wasser rauf. Mit gespenstischer Eile bildeten sich Seen mitten im flachen Land.*

Der Toni Ploberger hatte schon an seinem Arbeitsplatz ein ungutes Gefühl gehabt. Die Bahn nach Linz fuhr zu sehr im Tal, niemand glaubte an ein Hochwasser, aber ein Hochwasser kommt schnell, auch wenn man nicht daran glaubt. So hatte er ein paar seiner sauer verdienten Schillinge geopfert, um noch einen Stehplatz im Autobus zu ergattern. Damit kam er bis Linz. Er mußte zum nördlichen Donauufer. Die Brücke über die Donau wankte und zitterte. An den Peilstrichen konnte er sehen, daß die Donau hier neun Meter über dem Normalpegel floß. Links und rechts von der Brücke standen die kleinen Häuschen bis zum Dach im Wasser.

Er ging zum Bahnhof. Dort warteten schon Hunderte von Arbeitern, die nach Hause wollten. Der Zug stand unter Dampf, doch der Vorstand hatte die Ausfahrt verzögert; die ganze Strecke bis Ottenschlag, so hieß es, wäre überschwemmt. Die Arbeiter sprachen mit dem Lokführer, einem pfiffigen, verwegenen Burschen. Der war bereit, zu fahren so weit es ging. „Aber ihr müßt auf den Plattformen stehen, damit ihr nicht in den Wagen versauft, falls einer umkippt. Die Lokkessel liegen bei mir sehr hoch, ich glaube, ich kann es riskieren, bis einen Meter zwanzig im Wasser zu fahren."

Der Stationsvorstand ging fort; er wollte nichts verbieten und nichts erlauben. Der Fahrdienstleiter verstand, was die Arbeiter bewegte. Gerade in der Gefahr, welche die Familien bedrohte, wollte jeder so schnell wie möglich heim. Über die Straße ging es nicht; da war jeglicher Verkehr schon seit zwei Stunden unterbrochen. Über das Gebirge, in dieser Nacht, in diesem Wolkenbruch und nach einer anstrengenden Arbeitswoche, viele mit vollen Rucksäcken? Die Bahn war noch eine letzte Möglichkeit; und wenn die Lok nur die halbe Strecke schaffte, hatten die Arbeiter doch schon einen Fußmarsch von drei Stunden erspart.

So fuhr der Zug los, langsam und vorsichtig, gleichsam nach jeder Schwelle tastend. Der Toni stand auf der hintersten Plattform, hinter ihm schloß sich das rauschende Meer, in dem sich vom Hang her noch ein paar Straßenlampen spiegelten. Eine unheimliche Fahrt. Man sah keine Schienen, man fühlte sie kaum, um so mehr fühlte man den rasenden Strom, der an den Rädern rüttelte und sich voll Zorn gegen die Waggonwände warf. Ein paarmal stockte auch dem Lokführer das Herz. Die Arbeiter riefen ihm zu, er wagte es noch einmal, so kam er bis zu der Stelle, wo die Strecke ein kurzes Stück wieder aufs Trockene stieg. Doch als er dann vor sich den breiten, unheimlichen See sah, in den er hinabtauchen sollte, war es ihm zuviel. „Ihr müßt aussteigen, Leute", sagte er. „Schaut, wie ihr am Hang hinüber nach Ottenschlag kommt. Ich fahr' langsam retour."

Ein paar fuhren zurück, die anderen stiegen aus und stiegen bergan. Die Granitberge fallen steil zur Donau hinab. Senkrechte Felsen unterbrechen die Uferhänge. Bis auf die Haut durchnäßt, an den Beinen Kotklumpen, wateten sie über Äcker und Felder, die ein einziger Gießbach waren. Dem Toni klopfte das Herz. Er bangte sich um die Mitzi, deren Häuschen am tiefsten Punkt vom Unterdorf stand. Mühselig war der Weg, nur langsam kam er voran. Er tröstete sich; sie wird gar nicht mehr nach Haus haben kommen können. Sie wird im Ort geblieben sein. Sie wird vielleicht bei seinen Eltern warten. Die werden schön staunen, wenn er so früh kommt – und dabei so spät kommt! Schade um die schöne Nacht. Macht nichts. Die Hauptsache, daß der Mitzi nichts passiert ist.

*Eigentlich hätte die Donau, auch nach den schlimmsten Prognosen, stündlich nur um*

**Arnolt Bronnen**

# DIE DONAUFLUT

*An einem Mittwoch, in der Mitte des Monats Juli, setzte ein Wolkenbruch ein. Die vom Himmel herabstürzenden Wassermassen waren so gewaltig, daß jedermann glaubte, das Unwetter könnte nur Minuten dauern. Es dauerte Stunden. Es dauerte Tage. Auch den ganzen Freitag über hielt der Wolkenbruch an. Die Donau stieg bis knapp unterhalb der Dammkronen. Doch die Uferstationen meldeten: Keine Überschwemmungsgefahr.*

Die Mitzi Lehner ging am Freitag abend kurz nach sechs Uhr von dem Elektrowarengeschäft in Ottenschlag, wo sie als Verkäuferin angestellt war, über den Damm heim ins Unterdorf. Der Regen prasselte auf ihre Nylonkapuze, er schlug in das feuchtsteinige Erdreich, daß es von oben und unten gleichermaßen sprühte und spritzte. Regen, Wolken, Dunst, Dunkelheit und rauschender Lärm nahmen den Augen die Sicht, den Ohren das Gefühl, der Lunge den Atem.

Die Mitzi hatte einen dumpfen, schmerzenden Kopf von dem Regen; dabei wußte sie, daß sie sich eigentlich freuen mußte. In der Freitagnacht pflegte der Toni Ploberger zu kommen, der 50 Kilometer weit weg in den Autowerken arbeitete und das Wochenende bei seinen Eltern verbrachte. Offiziell war Toni erst Samstag früh daheim; so gehörte die Nacht den beiden.

Der Damm war leer. Rechts floß brausend und gurgelnd die Donau, links stand trüb und geprügelt der schüttere Uferwald. Der Weg war unheimlich, Mitzi ging ihn ungern so allein, so im Halbdunkel. Doch es war hier viel näher als über die Straße, die viele Kurven machte. Heute hatte sie es eilig, wie immer am Freitag.

*Die Donau stieg zu dieser Zeit stündlich etwa um zwei Zentimeter. Im Rundfunk wurde behauptet, sie wäre in Bayern bereits wieder gefallen. Im übrigen war jeder viel zu sehr mit dem Regen beschäftigt, um auf den Strom achten zu können. Von Zeit zu Zeit trieb eine Bö kleine Wellen über den Dammpfad.*

Von links her tauchte der kleine Bach auf. Sonst war er ein schmächtiges Rinnsal. Der Rückstau des Stroms machte ihn aufgedunsen und träg. Die schmale Brücke, vordem hoch über dem Bach, wurde nun von unten her benetzt. Der Steg schwankte, als Mitzi ihn betrat. Mitzi unterdrückte einen ängstlichen Schrei und sprang auf den festen Boden. Da war schon ein Schatten über ihr, ein fester Körper neben ihr, eine Stimme in ihr: „Was fürchtest du dich denn? Du brauchst doch einen Schirm?"

Sie mochte die Stimme nicht. Das war der Pötscher-Hias, der Gastwirtsohn, der auf der letzten Kirmes geprahlt hatte: „In Ottenschlag gibt's kein Mädel, mit dem ich nicht im Bett war." Die anderen Burschen hatten ihn dafür verprügelt, auch der Toni. Was hatte der im Unterdorf zu tun? „Ich war nur beim Schmied, ihm seine zwei Schnapsflaschen für den Sonntag zu bringen. Morgen hab' ich keine Zeit."

„Ich brauch' keinen Schirm", sagte die Mitzi. Der Hias ließ sich nicht abweisen. Selbst im Regenguß roch er nach Tabak und Wirtshaus. Er ging dicht an ihrer Seite, ausweichen konnte sie nicht, der Weg war zu schmal. Plötzlich stand die Schmiede vor ihnen. Das Haus lag abseits vom Unterdorf, an einer tauben Kurve der Straße, die inzwischen begradigt worden war, so daß es auch abseits von der Straße lag. Das kümmerte den Schmied, den schwerhörigen Pührer, wenig. Er lebte allein, er brauchte wenig, das Wenige bekam er von den wenigen Bauern, die noch Rösser hielten und noch Wagen fuhren. Das Haus war nur so breit wie die Schmiedewerkstatt. Im ersten Stock war die Wohnküche des Schmiedes, unterm Dach war die Kammer der Mitzi; eine wacklige Stiege führte außen hinauf.

Der Schmied hämmerte an einer alten Egge herum. Meist gaben ihm die Bauern Arbeiten, die ihnen sonst keiner machte. Mitzi trat neben ihn und fuhr den Hias an: „Laß mich jetzt gehn, sonst sag' ich's dem Schmied." Der Schmied sah nicht auf, der Hias lachte. „Der Schwerhörige? Dem ist es doch egal, wer bei dir ist. Hören tut er nichts und sehen wird er nichts."

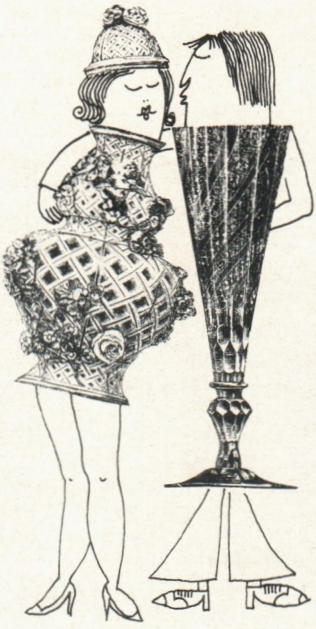
Die Mitzi war kräftig. Sie langte hinauf und schlug dem Hias ins Gesicht, daß der große, schwere Mensch fast in die glosende Esse gefallen wäre. Dann nahm sie rasch ihren Kammerschlüssel von einem Nagel und ging die Stiege hinauf. Der Hias starrte ihr nach. Die Ohrfeige hatte ihn doppelt erregt. Dazu erhitzte ihn der Zorn über die gekränkte Mannesehre. Er sann auf Rache, und Rache war süß; besonders die Rache, auf die er sann.

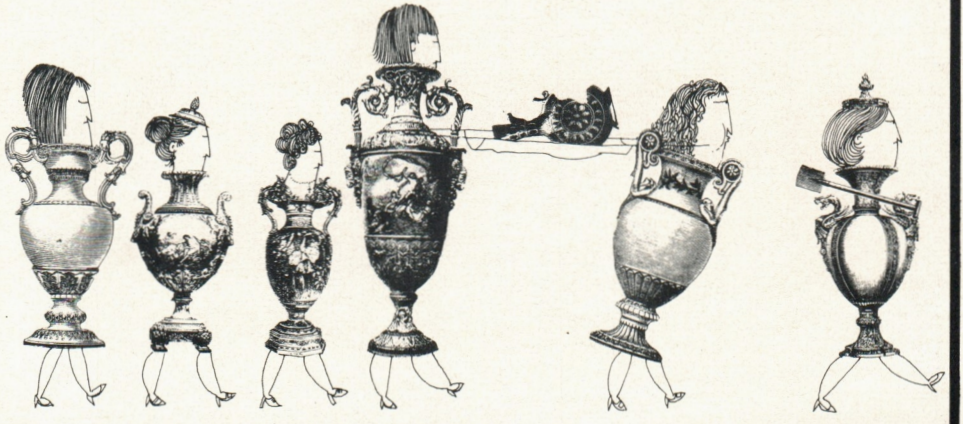
*Um diese Zeit begann die Donau, entgegen allen Prognosen, sachte über die Ufer zu treten. Trotz der frühen Stunde herrschte schon tiefe Dämmerung. Der Stromwächter, der seit einer Stunde auf Ablösung wartete, war gerade eingenickt.*

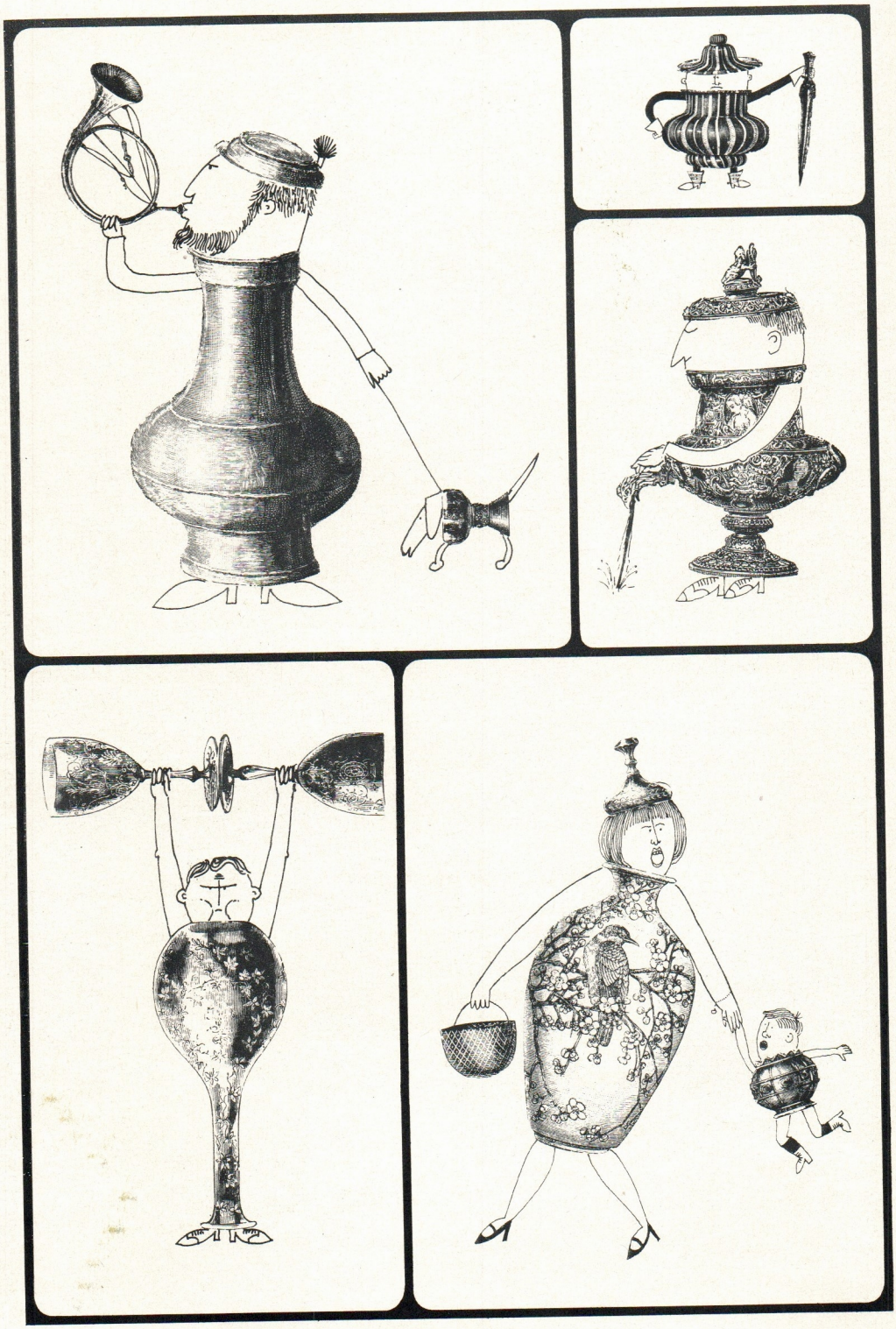
Die Mitzi richtete rasch die kleine Kammer her. Sie hatte nicht viel, aber sie hatte Geschmack. Da war alles sauber, frisch, wohlriechend. Nur eines war schlecht: der Boden war feucht, wurde rasch feuchter. Die Regenrinne, neben dem vorgebauten Fenster verlaufend, hatte sich unter der Wucht der Güsse gelockert und sprühte dauernd durch

# FAMILIE KRÜGER

**Erdacht von Helmut Merten**







Die französische Filmschauspielerin Jeanne Moreau

– selbst bis zu dem winzigen Teil deiner Haut, der von diesen Ringen verborgen war.
– Ja, sagte sie, ja, natürlich, natürlich.

*

Und dann waren die Ringe wirklich weg. Zwei Tage lang, für ihn Tage voller Arbeit und Erregung, voller Glück darüber, eine Frau wie sie gefunden zu haben, voller Glück über ihre Liebe und ihr Beisammensein hier und heute, ohne einen Gedanken an das Nachher, hatte er nie nach dem Verschwinden der Ringe gefragt, er hatte es nicht einmal bemerkt.
Und selbst jetzt – er sprach von ihnen, als er langsam die sonnenüberflutete Hauptstraße entlangfuhr, seine Gedanken mehr bei den Häusern, seinen Häusern, die sie sehen sollte, als bei den Ringen – würde er keinen Verdacht geschöpft haben, hätte er nicht ganz kurz, jedoch unmißverständlich, in ihren Augen einen Ausdruck von Verwirrung aufgefangen.
– Was ist los, wo sind die Ringe?
– Sie sind weg. Meine Ringe sind weg.
Er bog scharf nach rechts, lenkte das Auto an die Bordsteinkante und hielt an.
– Höre ich recht? Wovon redest du?
– Sie sind gestohlen worden, Liebling.
– Das kann nicht dein Ernst sein! Um Gottes willen, wo sind sie gestohlen worden, und wann?
Sie gab keine Antwort, wandte ihr Gesicht ab und starrte auf die Straße hinaus.
– Möchtest du mir bitte zuhören, das ist ernst, bitterernst. Bist du dir dessen sicher? Bitte, antworte mir jetzt!
– Ja, ich bin sicher.
Einen Augenblick lang schien ihm, als hätte er ihr die Ringe erst vor wenigen Stunden von den Fingern gestreift und als müßten sie natürlich dort sein, wo er sie hingelegt hatte – nämlich unter dem Kopfkissen.
– Hast du unter dem Kopfkissen nachgesucht, hast du in das Bett oder unter das Bett geguckt?
– Das brauchte ich nicht, sagte sie ihm. Denn ich weiß, daß ich sie, kurz bevor wir zum Frühstück hinuntergingen, auf den Tisch gelegt habe – du hast mir dabei sogar zugesehen, und als wir wieder ins Zimmer kamen, waren sie weg.
Er legte die Hand über die Augen, er erinnerte sich. – Aber Liebling, das war vor zwei Tagen; vor zwei vollen Tagen.
Sie nickte. – Am Morgen nach unserer ersten gemeinsamen Nacht – und das tut mir am meisten leid.
– Waren sie sehr wertvoll, hingst du sehr an ihnen?
– Ich weiß nicht, was sie wert waren, sagte sie. Sie waren ein Geschenk meiner Mutter, sie hat sie ihr ganzes Leben lang getragen.
– Mein Gott, sagte er, mein Gott!
Und dann wurde er zornig, zornig nicht mit ihr, sondern mit den Umständen, die auf einmal ihr ganzes Verhältnis erschütterten; nun durchaus nicht mehr das Bedürfnis fühlend, sie zu schützen, sah er sich allen möglichen Belästigungen ausgesetzt: Untersuchung seines Privatlebens, der Art ihrer Bekanntschaft; er sah sich gezwungen, öffentlich und unmißverständlich für sie einzutreten. Plötzlich stand die Zukunft, der er vor zwei Tagen nicht ins Auge hatte sehen wollen, ganz klar und scharf vor ihm – für sie beide gab es einfach keine Zukunft, und dieser Diebstahl, dieser jämmerliche Diebstahl, hatte ihm das klargemacht, wie ein schlechtes Vorzeichen, das über allem stand, das war und noch sein würde. Liebe? Mit plötzlichem Schreck erkannte er, daß er sie tief in seinem Innern bereits aufgegeben, sich mit ihrer Abreise schon abgefunden hatte, ja, sogar erleichtert war bei dem Gedanken, daß er nun wieder auf die glatten, ausgefahrenen Bahnen des Alltags würde zurückkehren können, daß alles seinen gewohnten Gang nehmen würde: kein Zusammenleben mit dieser ausländischen Schauspielerin, keine einschneidenden Veränderungen in seinen Gewohnheiten – nur Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit... Und dies alles begreifend, zerbarst der Zauber der Romanze, in der er sich so lange bewegt hatte; er empfand eine überraschende Gleichgültigkeit ihr gegenüber, etwas in seinem Wesen, das sie vorher nie bemerkt hatte, kam zum Vorschein, etwas von Eigensinn und Härte.
– Warum, in drei Teufels Namen, hast du mir das nicht gesagt? fragte er sie scharf. Warum hast du mir nichts gesagt, als noch etwas zu machen war, als wir noch mit einiger Aussicht auf Erfolg der Hoteldirektion und der Polizei hätten gegenübertreten können?
Doch selbst, als er dies aussprach, fragte er sich: hätte ich das wirklich getan, wenn sie mich darum gebeten hätte? Er wußte es nicht. Trotzdem blieb er hartnäckig:
– Warum, warum nur, hast du zwei volle Tage gewartet?
– Weil ich dich liebe, sagte sie einfach. Weil ich nicht wollte, daß irgend etwas auch nur einen einzigen Augenblick dieser beiden Tage verdirbt.
– Das kann ich nicht glauben.
– Nein, kannst du das nicht? sagte sie, und es war ihr plötzlich, als wenn alles, was sie für ihn empfand, zu versteinern begonnen hatte, starr und leblos in ihr geworden war. – Wenn du das nicht glauben kannst, woran kann ich dann noch glauben, was ist uns überhaupt noch geblieben von all dem, das uns so wahr und echt erschien! Er gab keine Antwort. Auf einmal hatte er Angst, sie schon jetzt, zu früh, zu verlieren, und er wollte irgend etwas sagen, ihr seine Liebe beteuern. Aber sie ließ ihn nicht sprechen.
– Nein, sagte sie, laß – sag jetzt nicht, ich liebe dich, denn wenn du das sagen wolltest, hättest du es ein paar, ein ganz paar traurige Sekunden zu spät gesagt.

*(Deutsch von Heide Bull)*
*Illustration: Waluscha*

machte keine Ausnahme. Von Anfang an durfte er sie nicht im unklaren lassen über seine zahlreichen Aufgaben, die ihn in dieser Stadt hielten, mußte er ihr von den Verpflichtungen gegenüber seinem noch schulpflichtigen Sohn erzählen, von dessen Mutter, die auf ihn angewiesen war. Und, natürlich, von seiner Arbeit, die im Laufe der Zeit genauso schnell angewachsen war wie die Stadt. Vor seinem geistigen Auge sah er die beiden Hotels, die Einkaufszentren, Straßen mit modernen Warenhäusern und Büros, die nach seinen Entwürfen entstanden waren. Ein Mann von vierzig gab all dies nicht plötzlich auf. Und welches Recht hatte er überhaupt, sie zum Bleiben zu bewegen – wie konnte sie in dieser Stadt leben und arbeiten: eine Schauspielerin mit einer anderen Sprache! Er wußte, was es hieß, die Karriere einer Frau zu zerstören – er hatte Lillians zerstört und es teuer bezahlt.

– Sei ruhig, Liebling, laß das Denken, sagte sie. Du mußt nur wissen, daß ich dich liebe, daß ich dich brauche, ich will dich so, wie ich in meinem ganzen Leben noch keinen Mann gewollt habe.

– Vielleicht willst du mich zu sehr, sagte er. Zwischen uns steht viel, viel mehr als du begreifen kannst.

– Oh ich weiß, ich sehe das alles sehr gut. Aber ich muß dich einfach lieben.

– Oder vielleicht bist du auch nur in die Liebe verliebt.

– Nein, sagte sie, in *dich*.

Und wieder gab sie sich ihm leidenschaftlicher hin als irgendeine Frau vorher, es war, als wollte sie mit ihrem Körper ihre Worte beweisen, und wie zuvor fegte sie seine Vernunft davon, das Hier und Jetzt überwältigte, zerstörte jeden Gedanken an Gewesenes und noch Kommendes, und nachdem sich ihre Leidenschaft in einem einzigartigen Augenblick vollendet hatte, konnte er sich, freudig verwundert, nur fragen, wie zwei Menschen in so kurzer Zeitspanne solche Momente der Erfüllung erleben konnten. Nie zuvor hatte er das erlebt – weder mit Lillian noch mit irgendeiner anderen Frau nach der Scheidung von ihr. Er fühlte sich verjüngt, physisch stärker als er sich selbst zugetraut hatte, und auch geistig hatte er eine völlig neue Klarsicht erfahren: er hatte Visionen von großartigen Bauwerken, wie er sie in Stunden angestrengter Arbeit am Zeichenbrett nicht hatte erdenken können, und er fühlte das dringende Bedürfnis, diese Visionen sofort zu Papier zu bringen. Aber das tat er nicht – statt dessen sprach er mit ihr und empfand nicht die geringste Mühe, in einer fremden Sprache reden zu müssen, keinerlei Fremdheit. Zu seiner eigenen Überraschung konnte er dieser Frau, diesem Wesen aus einem anderen Land, einen tieferen Einblick in seine Bestrebungen geben als irgendeinem anderen je zuvor.

Ist das Liebe? fragte er sich. Und wenn, hat Liebe aus sich selbst heraus die Kraft, die alle Konventionen, alle Rücksichten außerhalb des Reichs der Liebe verdrängt?

Diese Frage erschreckte ihn, ernüchterte ihn. Er rückte ab von ihr, zog sich in sich zurück.

– Ich hab' zuviel geredet, sagte er. Verzeih.

Sie schüttelte den Kopf. – Nein, nein, ich bin froh. Und ich liebe dich, weil du mich an deinen Gedanken hast teilhaben lassen.

– Du bist so wunderbar, so verständnisvoll, und du hast mich so glücklich gemacht, sagte er und dann, nicht leichthin und nicht ohne Mühe fügte er hinzu: Vielleicht liebe auch ich dich.

Im kargen Licht der Dämmerung, das durch die Vorhänge drang, entdeckte er in ihrem Gesicht eine Spur Ungläubigkeit.

– Ich danke dir, sagte sie. Aber du mußtest das nicht sagen. Ich habe dich nicht darum gebeten.

– Du hast mir viel mehr gesagt.

– Weil ich mehr gefühlt habe, sagte sie. Weil ich keine Konflikte habe. Weil ich schon weiß, daß du mein Leben, meine Welt sein könntest.

– Und was habe ich für Konflikte? fragte er.

– Nicht jetzt, sagte sie, nicht heute abend. Es ist genug, wenn ich dir sage, daß ich dich lieb habe und dich immer lieben werde.

Die Heftigkeit, die Sicherheit ihres Gefühls ließen ihn schweigen; selbst wenn es stimmte, daß Künstler in größerem Maße zu Selbsttäuschungen neigen als andere Menschen, leichter übertreiben und leichter ihre Gefühle überschätzen, welches Recht hatte er, ihre Aufrichtigkeit anzuzweifeln? In diesem Moment liebte sie ihn wirklich, und durch diese Liebe machte sie ihn reicher – was konnte er mehr verlangen!

Er drehte sich zu ihr herum, betrachtete sie lange und dann, sehr zärtlich, nahm er ihre Hand und hielt sie.

So ihre Hand haltend, empfand er das Bedürfnis, sie zu beschützen, ein Bedürfnis, immer an ihrer Seite zu sein – und das machte ihn traurig, denn er wußte, daß er das weder konnte noch wollte. Und als er daran dachte, daß die Sanduhr ihres Beisammenseins noch in diesem Monat auslaufen würde, riß er sie wieder in seine Arme und tötete so jeden Gedanken an die Zukunft.

– Liebling.

– Ja.

– Komm zu mir, komm zu mir, so wie erst.

Jetzt hielt er ihre Hand ohne Zärtlichkeit, ihre Finger verflochten sich ineinander, als sich ihre Körper vereinigten, doch selbst dann, selbst in diesem Augenblick, fühlte er den Schmerz, den ihm ihre Ringe bereiteten. Einen kleinen Augenblick gab er sie frei, zog ihr die beiden Ringe von den Fingern und schob sie unter das Kopfkissen.

– So, sagte er dann, so ... jetzt bist du sie endlich los. Sie sind weg. Jetzt gehörst du mir ganz und gar, so wie du bist, nackt und mein

# Die Ringe

**Eine Liebesgeschichte von Walter Kaufmann**

Ich hab' dich lieb, sagte sie, ich hab' dich ja so lieb. Ich hab' mich dagegen gewehrt, aber ich kann es nicht ändern. Ich liebe dich. Warum muß ich dem Mann meines Lebens hier, Welten entfernt von meiner Heimat, begegnen!

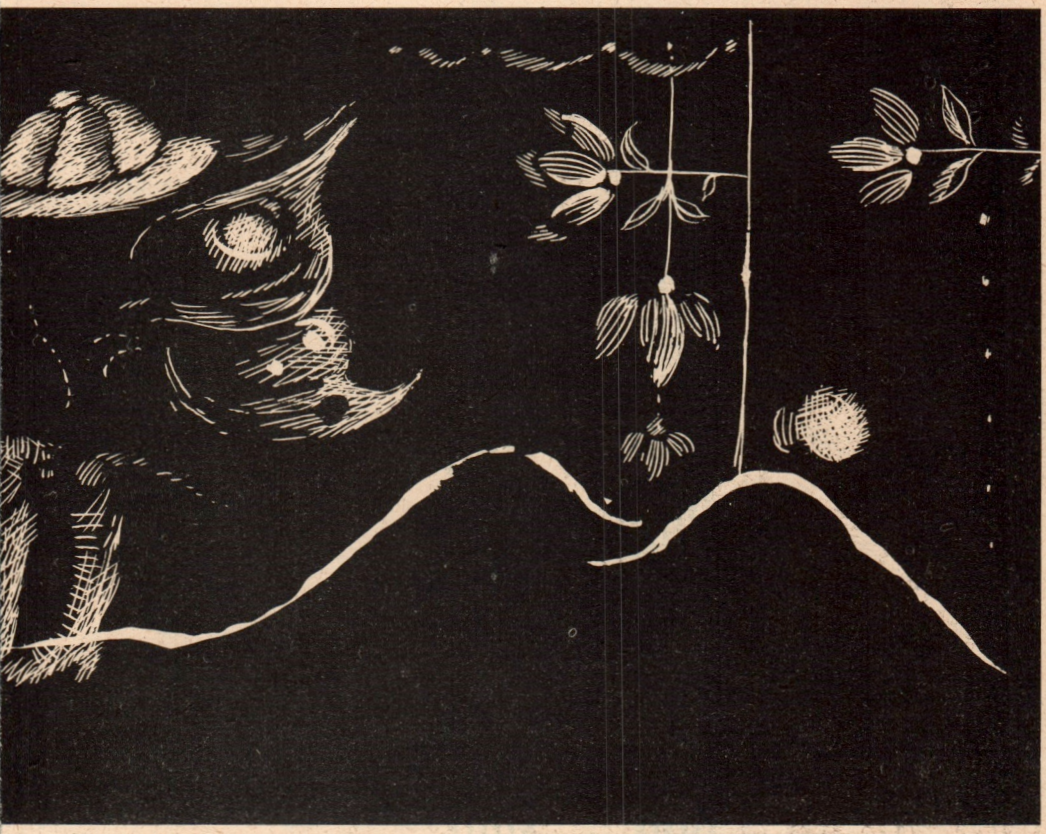
Unter der warmen Bettdecke zog er sie an sich, küßte sanft ihren Nacken, ihren Mund, ihre Brüste. Sie antwortete ihm voller Hingabe – wie nach langer Werbung, die nun entschieden war. Dabei konnte er die Tage noch an einer Hand abzählen – tatsächlich waren erst vier Tage vergangen seit damals, als er in das Atelier gekommen war, wo Eggers sie porträtierte, und heute, da sie dieses Hotelzimmer teilten. Und wieviel Stunden hatte er ihr in diesen vier Tagen widmen können – herzlich wenig! So wenig, daß er ihre Liebeserklärungen einfach auf ein gut Teil bloßer Einbildung zurückführen mußte, ein Element des Theatralischen, das man bei Schauspielerinnen erwartet. Natürlich war es wundervoll, unerwartet, sie all dies sagen zu hören, aber trotzdem hielt er seine Gefühle weiterhin in der Schwebe und widerstand einer wachsenden Bereitschaft, ihre Beziehungen dauerhaft zu machen. Schon der Gedanke, daß sie in ein paar Wochen nicht mehr hier sein würde und er, sie zu erreichen, die Grenzen zweier Länder überschreiten müßte, war bitter genug. Und was konnte die Zukunft ihnen beiden bringen? Er war zu sehr gebunden, um sich wegen einer Frau von allem zu lösen, auch nicht, wenn sie so schön und begehrenswert war wie diese neben ihm – je mehr er erkannte, was sie ihm bedeuten könnte, desto mehr scheute er einen Konflikt zwischen Liebe und Pflicht. Denn er wußte, wohin ein solcher Konflikt führte: er würde alles zerstören, beiden.

Er seufzte, legte sich zurück und schloß für einen Moment die Augen. Dann langte er nach einer Zigarette, steckte sie an und blies den Rauch gedankenvoll an die Decke.

– Was denkst du, Lieber?

– Nichts von Bedeutung, sagte er.

Wie kam es, daß alle Frauen in seinem Leben seine Gedanken zergliedern, prüfen und analysieren mußten? Und keine war mit der Gegenwart lange zufrieden geblieben – sie



Vogelspinnen aufgefressen worden, aber sie war Gott sei Dank sehr zäh und überlebte es. Als alte Lady konnte sie ihr Leben später in London beschließen . . ."

„Hahaha", entgegneten meine Bekannten und wußten hinfort tausend Ausreden, wenn ich sie das nächste Mal einladen wollte.

„Merkwürdig", dachte ich, als sich nach Mitternacht die Tür wieder einmal krachend bewegte, „wie stark der Aberglaube doch noch ist."

Dann legte ich eines Tages die Leiter zur Speicher-Falltür an auf meiner ewigen Suche nach billigem Tischlermaterial, denn jedes Stückchen Holz kostet in den Londoner „Do-it-yourself"-Läden einen katastrophalen Preis. Unterm Dach war es dämmrig von dem Licht, das durch die Schindelritze eindrang. Entgegen jeder baupolizeilichen Vorschrift glich der Boden einer Gerümpelkammer. Die Augen gewöhnten sich langsam an das Zwielicht, während die Füße im Dunkel nach Halt tasteten. Ein Stock sprang plötzlich hoch und schlug mir gegen die Stirn. Es war der Stiel eines Fangköchers für Schmetterlinge, auf den ich getreten war. Ein schmutzigmürber Gazesack hing halb vom Drahtring losgerissen.

Unter staubigem Papier entdeckte ich einen Überseekoffer aus Blech von Sarggröße, auf dem in matt erkennbaren weißen Druckbuchstaben stand: „Miss FREDERIKE GREENING, LONDON – SINGAPORE, MALAYA."

Ich habe diesen Koffer bis heute nicht geöffnet. Warum sollte ich zwischen Tropenschnürschuhen und mürben Schmetterlingsflügeln die Tagesruhe meines Hausgespenstes stören, das darin wohnt? Und diese Rücksichtnahme zahlte sich aus: Neulich, in der tiefsten Nacht, kam das Gespenst durch die krachend auffliegende Tür ganz nahe an mein Bett heran.

„How do you do, Mister Reinfrank?" hörte ich den mild irisierenden Schimmer in der Gegend sagen, wo bei einem Menschen Kopf und Mund sind. „Da ich als ungeküßte Jungfer starb, ist mir die Nähe eines jungen Mannes nicht unangenehm. Gestatten Sie also, daß ich bisweilen ein bißchen durch Ihre Wohnung spuke . . ."

Seitdem ist mir die alte weiße Dame eine liebe Freundin geworden. Und da ich inzwischen die Türscharniere nachölte und ein wenig den Rahmen behobelte, kracht es nach Mitternacht auch nicht mehr so laut, wenn mein Gespenst mich besucht . . .

*Illustrationen: Renate Totzke*

# DAS GESPENST VON GOLDHURST TERRACE

**Eine merkwürdige Geschichte von Arno Reinfrank**

Meine neue Wohnung befindet sich in einem uralten Londoner Haus. Im Badezimmer, das ohne Zwischendecke und zwei Stockwerke hoch ist und dazu völlig verkommen, blieb ein hundertjähriges Waschbecken übrig. Die Eisenroste der Kaminfeuerung sind zu dünnen Drähten verglüht. Hinter sechs Tapetenschichten bröselt der Wandputz traurig vor sich hin.

Um alles ein bißchen in Ordnung bringen zu lassen, engagierte ich die Hilfe eines irischen Arbeiters. Der gute Mensch war, wenn er mir nicht gerade wieder eine Geschichte erzählte, fleißig und umgänglich und blieb eine Woche über die ausgemachte Zeit. Als er ging, waren die Türen alle frisch gestrichen und repariert, aber keine ließ sich mehr verschließen.

Die Gäste meiner ersten Party in der neuen Wohnung saßen mit den Nasen über ihren Brandygläsern beim bedeutungsvollen Schweigen, wie das die Engländer so lieben. Ob man etwas zu sagen hat oder nichts zu sagen hat – Schweigen war schon immer eine englische Tugend. Die Stunde ging auf Mitternacht. Da flog, von keiner Hand berührt, krachend die Zimmertür auf.

Ich lachte und schob alles auf den irischen Handwerker. Aber ich empfand es als merkwürdig, daß niemand in mein Lachen einstimmte. Statt dessen verabschiedeten sich die Gäste alle auf einmal, und keiner wollte der Letzte bleiben. Am nächsten Tag erhielt ich die üblichen Anrufe mit dem Dank für den netten Abend und mit Namen von Geistlichen der anglikanischen Kirche, die preiswerter als andere eine Messe lesen würden.

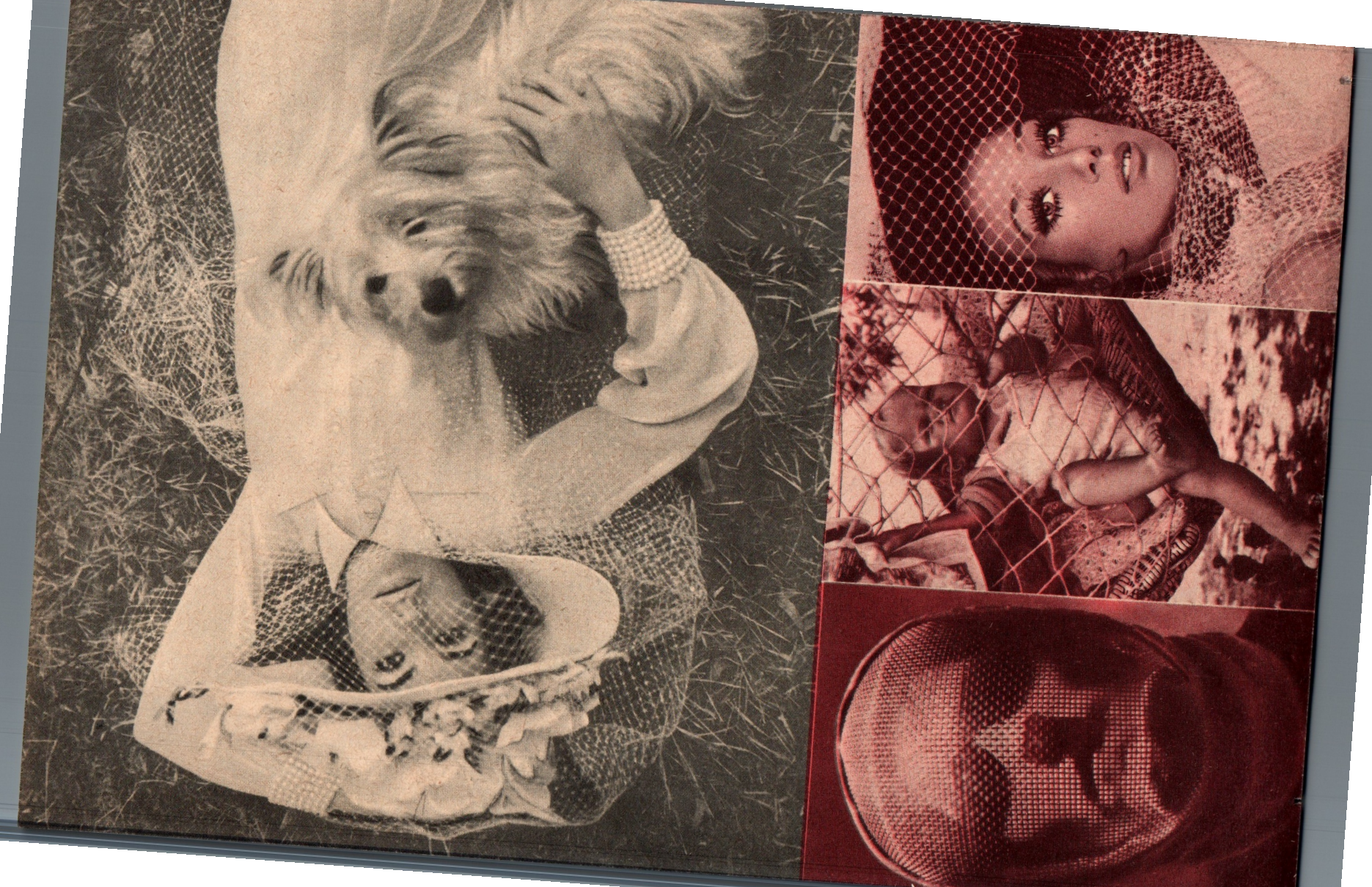
„Wozu eine Messe lesen?" fragte ich.

„Well, vielleicht finden Sie es als Ausländer amüsant, in einem Haus mit einem Spuk zu leben. Aber mit allem, was da schon passiert ist – das nächste Mal kommen Sie lieber zu uns als Gast", sagten die Anrufer.

Die Tür – und sie flog weiterhin auf – kostete mich die Mehrzahl meiner englischen Bekannten. Zumal ich dazu überging, das Geschehen nicht mehr mit dem Iren in Verbindung zu bringen, sondern es mit einer Geschichte garniert aufzutischen.

„Oben auf dem Speicher über meiner Wohnung", log ich, „befinden sich noch Hinterlassenschaften der Vormieterin, einer alleinstehenden alten Dame, die eine leidenschaftliche Schmetterlingsjägerin war. In Malaya wäre sie im Busch beinahe einmal von

# Netzwerkplanung



machen: Stier bleibt Stier und Ochse Ochse.
„Nein, ich mach' sie nicht ab", antwortete Roger. Er dachte, als er den Hörer auflegte, ob es richtig war, daß er das gesagt hatte. Man mußte die fünf anderen befragen.
„Die Fahne", sagte Michel, „ist unsere Fahne. Kein Grund, sie herunterzuholen."
„Kommt nicht in Frage", sagte Octave.
Antoine dachte daran, daß rote Fahnen über Tausenden von Baustellen und Betrieben in Frankreich wehten.
„Es ist unser Zeichen", sagte er. „Es ist die Arbeiterklasse."
„Wir verteidigen unsere Fahne", sagte Marius, „und im übrigen scheiß' ihnen was!"
Man mußte einen Schlachtplan entwerfen. Unmöglich, zu sechst die Eingänge zur Baustelle zu halten. Das Wichtigste war, den Kran zu schützen.
Um ganz oben hinzukommen, mußte man die Kabine des Kranführers durchqueren, in die man durch eine Falltür steigt, die man nur zu schließen hatte, indem man sich auf sie stellte. Dort sollten sich ständig zwei Männer aufhalten; eine Hupe ermöglichte ihnen, wenn nötig, die vier Kameraden zu rufen, die unten bleiben sollten. Alle zwei Stunden wollte man sich oben ablösen. Die beiden jüngsten, Octave und Michel, sollten als erste hinaufklettern.
Die Kabine hatte auf drei Seiten Öffnungen. Es war heller Tag. Man sah Neuilly und gegenüber die Place de la Concorde. Die Landschaft war friedlich, ein paar Wagen fuhren.
Octave und Michel brachen ihr Schweigen und wechselten ein paar Worte. Es würde nichts weiter passieren: es war allzu schön, die Frühlingssonne ging langsam über dem Bois de Boulogne unter. In der Ferne strömten Gruppen der Place de la Concorde zu. Die Menge schwoll an. Es war sechs Uhr, Viertel nach sechs, halb sieben. Die ersten Kolonnen hatten sich in Marsch gesetzt.
Um sieben Uhr stiegen der Mechaniker Antoine und der Gruppenchef Marius ihrerseits hinauf. Die Spitze des Zuges befand sich auf der Höhe der Avenue George V. In den Häusern in der Nähe des Krans hatten sich Leute an die Fenster gestellt. Um die Baustelle begannen sich Ansammlungen zu bilden. Das Gesicht nach oben gewandt, schrien die Leute:
„Nehmt euern Fetzen weg!"
Octave war hinuntergestiegen, auch Michel war im Abstieg begriffen, als er seinen Freund zurückkommen sah. Besser, die beiden Kollegen in der Kabine nicht allein zu lassen. Sie war zu klein für alle vier; man mußte zwei Meter tiefer auf der Plattform bleiben. Michel, auf das Metallgeflecht gestützt, bückte sich und schrie:
„Holt ihn euch doch, den Fetzen!"
Der Zug hatte den Triumphbogen erreicht und ergoß sich über den Platz. Da waren Abkömmlinge der royalistischen Emigration von Koblenz, die

**Fortsetzung auf Seite 70**

**Durch den Triumphbogen hindurch sieht man den Kran der Baustelle Etoile. Auf dem Bogen rechts das berühmte Bas-Relief von Rude: die Marseillaise**

In diesem Viertel geschah so etwas zweifellos zum erstenmal, und die Leute, die die Fenster öffneten und die Köpfe hoben, um am Himmel dieses viereckige rote Tuch zu sehen, waren entrüstet, beunruhigt, betroffen, starr. Um sie zu begreifen genügt es, im Telefonbuch die Namen einiger Leute aus der Nachbarschaft nachzulesen: da ist der Marquis de Praslin, der Vicomte d'Espinassy de Venel, der Graf von Bernis, die Gräfin Mohl, die Gräfin Bonde, ich habe sie nicht erfunden und begnüge mich mit ihnen. Es gab Ernsteres. Jedermann kennt die zwölf Palais, die um die Place de l'Etoile stehen. Das an der Ecke der Avenue de la Grande-Armée, dicht neben der Umkleidebaracke der Baustelle, beherbergt den Grand Cercle, wo man nur reich sein muß, um dort Poker, Ecarté oder an der Bank zu spielen. Was das Gegenstück des Spielklubs auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig angeht, so liegt dort die Pariser Commerz-Bank, die von Dassault* kontrolliert wird und deren Präsident und Generaldirektor Herr Albin Chalandon ist, bekannt für die Eleganz seiner Kleidung, für seine Frau, die Prinzessin Murat, und seine hohe Stellung in jener Partei, die ihm am günstigsten gesinnt ist: die U.D.-Fünfte Republik, die Partei de Gaulles.

So drangen denn des Nachts junge Leute in die Baustelle ein, kletterten auf den Kran und holten die Fahne herunter. Auf dem Arbeitsplatz selbst veranstalteten sie eine Zeremonie: Mit der Miene von Eroberern verbrannten sie die rote Fahne, und hätten Nachbarn – Spieler, Bankiers oder Adlige – sie beobachtet, so würden sie ihnen applaudiert haben.

Klein, alt und allein wie er war, konnte der Nachtwächter der Baustelle Etoile nichts dagegen machen. Er wartete das Verschwinden der Bande ab und stürzte dann hinzu. Das Feuer war erloschen. Der Mann kauerte sich nieder und suchte in der Asche. Die Fahne war nicht gänzlich verbrannt. Es waren Fetzen davon geblieben, die immer noch rot waren. Der Alte sammelte sie auf, auch noch die allerkleinsten, brachte sie in seine Bude und behielt sie bis zum frühen Morgen wie etwas Glut, die er für den Streikposten hatte aufheben sollen.

Diesmal war es Michel, einer der sechs, und ein portugiesischer Arbeiter, die eine neue Fahne kaufen gingen. Sie fanden einen anderen Laden, sprachen mit den Verkäufern und zahlten nur sechshundert Franken für eine Fahne, die größer war als die erste: eins fünfzig lang und ein Meter breit. Michel selber sollte sie anmachen. Wieder flatterte die rote Fahne am Himmel. Der Streik ging weiter.

An diesem Morgen hatten die Arbeiter vor einen der Eingänge zwei Bänke gestellt. Auf jeder lag ein weißer Schutzhelm, an dem sie ein Stück Papier angebracht hatten mit der Inschrift „Unterstützung für die Streikenden" und dem Stempel „C.G.T. Betriebskomitee. Baustelle Etoile."

Vorstädter und Pariser gingen die Avenue entlang, um zu ihrem Arbeits- oder Streikplatz zu kommen. Das waren keine Bankiers, und die meisten von ihnen trugen die wirklich adligen Namen Frankreichs: Dupont, Durand oder Dubois. Sie hielten vor den beiden Bänken an, suchten in ihren Taschen, ermutigten die Streikenden: „Macht nur weiter!"

Ein Priester warf hundert Franken hinein und sagte, zweifellos verlegen wegen der Bescheidenheit seiner Gabe: „Was ich da mache, ist eigentlich eher symbolisch."

Ein Mann legte tausend Franken in einen Helm und verlangte die „Vie Ouvrière". Von seiner Gabe beeindruckt, hielt ihm Marius die Wochenzeitung der C.G.T. hin und sagte: „Sie kostet nichts." „Du gibst sie her", sagte der Mann, „und ich zahle."

Es gab nicht bloß Passanten. Die Angestellten von der Vereinigung der Deportierten, Häftlinge, Widerstandskämpfer und Patrioten hatten finanzielle und materielle Hilfe angeboten. Das mathematische Studienzentrum für die Planung hatte das gleiche getan. Wissenschaftler und Ingenieure, ehemalige Häftlinge von Dachau und Auschwitz kamen und brachten Decken für die Männer, die Streikposten standen, Kleidung und Schuhe für ihre Kinder.

In der siebenten Nacht bemerkte der Wächter dieselben jungen Leute, die eine Woche zuvor in die Baustelle eingedrungen waren. Diesmal waren es zwanzig, die dieselbe Zeremonie abhielten: Einer von ihnen holte die Fahne herunter, die anderen steckten sie in Brand; von neuem Triumphatoren, beobachteten sie, wie die Fahne von neuem verbrannte. Um sechs Uhr früh war der Streikposten zur Stelle. Um acht gingen ein französischer und ein spanischer Arbeiter eine Fahne kaufen. Eine halbe Stunde später stieg Michel zur Spitze des Krans hoch. Statt eines hölzernen Schafts bediente er sich eines Metallrohres, das zweieinhalb Meter lang war. Die rote Fahne wehte jetzt höher als an den vorangegangenen Tagen, und der Wind spannte sie und ließ sie knallen: Sie war leicht von Neuilly bis zur Place de la Concorde zu sehen. Der Streik ging weiter. Der nächste Tag war ein Donnerstag, Donnerstag, der 30. Mai.

Um die Mitte des Nachmittags wurde Roger angerufen. Die Gewerkschaft rief an und teilte mit, die Gaullisten würden demonstrieren; es wäre besser, die Streikposten zurückzuziehen: Sie waren nur sechs; wenn sie unbedingt bleiben wollten, sollten sie die rote Fahne lieber ab-

* Besitzer großer Flugzeugwerke und Flugzeugkonstrukteur.

Roger
Marius
Michel
Antoine

# BAUSTELLE ETOILE

**VLADIMIR POZNER**

Am Montag, dem 20. Mai 1968, gingen die Arbeiter zu Fuß zur Arbeit: Autobusse und Metro fuhren nicht. Sie waren weniger als hundert Mann, verschiedener Nationalität. Sie grüßten einander, als sie sich unter den Bäumen neben der Baracke wiedertrafen, wo sie wie gewöhnlich ihr Arbeitszeug überstreiften und den Schutzhelm aufsetzten, der auf der Baustelle vorgeschrieben war. Ein paar schwiegen, die meisten redeten über die Streiks, die über Frankreich hinwegtobten.

Gegen sieben Uhr nahm ein Mann in den Vierzigern, mit ergrauendem Haar und einem dünnen Schnurrbart das Wort. Roger war der Leiter der Gewerkschaftsgruppe der C.G.T., und da die meisten Anwesenden Mitglieder der Truppe waren, kamen sie näher.

Fünfzehn Mechaniker waren im April entlassen worden, weiteren fünfzehn sollte im Juni gekündigt werden: man mußte erreichen, daß der Arbeitsplatz einem erhalten blieb. Das Leben war teuer, die Bezahlung ungenügend man mußte eine Lohnerhöhung durchsetzen. Regierungserlässe durchlöcherten die Sozialversicherung: die Betroffenen hatten sich zur Wehr zu setzen. Es gab noch manch andere Dinge, und ein einziges Mittel, um etwas zu erreichen: den Streik.

„Die dafür sind", sagte Roger, „bitte ich um das Handzeichen." Die Männer hatten aufmerksam zugehört und erwogen das Für und Wider; alle Arme hoben sich, und wenn man die verbrauchten, wettergebräunten, ungefügen Hände mit den gebrochenen Nägeln sah, konnte man nicht wissen, ob sie Portugiesen oder Algeriern, Franzosen oder Spaniern gehörten, man sah nur, daß es Arbeiterhände waren.

Die Frühschicht war für Arbeitseinstellung; die zweite Schicht, die am frühen Nachmittag begann, war der gleichen Meinung. Die Baustelle Etoile war im Streik.

Sie trägt diesen Namen, seit sie vor fünf Jahren an der Ecke, wo die Avenue de la Grande-Armée auf die Place de l'Etoile stößt, eingerichtet wurde, zunächst um einen 2740 Meter langen Tunnel bis zur Brücke von Neuilly zu bohren, dann um den Grund der ungeheuren Röhre, in dem die Expreß-Metro rollen würde, mit Beton zu füllen: Wer immer eines Tages die Metro besteigen würde, mußte sich sagen, daß er sie Arbeitern verdankte, denen von der Baustelle Etoile, darunter den Männern, die Streikposten standen, angefangen vom Ältesten, Marius, 49 Jahre alt, bis zum Jüngsten, Octave, 19 Jahre alt, dazu Antoine, Michel und Jackie, Roger, Gewerkschaftsgruppenleiter, nicht zu vergessen. Viele Arbeiter wohnten in entlegenen Vororten. Die sechs kamen alle Tage. Einer von ihnen hatte ein Moped, ein zweiter ein Fahrrad, vier machten den Weg zu Fuß; sie trafen sich früh in der Dämmerung und blieben so lange wie nötig. Innerhalb des Bauzauns, unter der Erde und im Freien rührten sich weder Dumper noch Zugmaschinen, der Mischer schlief, der höchste Kran von allen auf der Baustelle Etoile stand unbeweglich über den Häusern, gegenüber dem Triumphbogen. Nur die Pumpen dröhnten. Der Streikposten überwachte sie, um eine Überflutung zu vermeiden.

Die sechs blieben nicht allein. Kollegen von der Baustelle kamen und leisteten ihnen Gesellschaft. Am ersten Morgen wurden zwei Arbeiter mit einer wichtigen Mission beauftragt: sie gingen weg, um eine rote Fahne zu kaufen. Sie maß einen Quadratmeter und kostete siebenhundert Franken. Ein Portugiese war es, der die Kranleiter hinaufstieg, dann auf das Dach der Kabine kletterte und die Fahne ganz oben festmachte.

**DAS MAGAZIN** **September 1968**

**Jahrgang 15** **Heft 9**

| | |
|---|---|
| Sie an uns | 2 |
| Vladimir Pozner: Baustelle Etoile | 6 |
| Arno Reinfrank: Das Gespenst von Goldhurst Terrace | 12 |
| Walter Kaufmann: Die Ringe | 14 |
| Arnolt Bronnen: Die Donauflut | 21 |
| Karl Böhm: Der gemeuchelte Küchenhengst | 24 |
| Al Lannon: Notizen aus der „freien Welt" | 28 |
| Unsere aktuelle Umfrage: Wie schmeckt Ihnen die Arbeit nach dem Urlaub? | 32 |
| Jürgen Kuczynskis kleines Lexikon | 35 |
| Dieter B. Herrmann: Im Gespräch mit Hanns Eisler | 36 |
| Harald Hauser: Die Roggenmuhme | 39 |
| Herbert Theuerkauf: Aus dem Kräutergärtlein | 40 |
| Berta Waterstradt/Elizabeth Shaw: Altenburg à la carte | 42 |
| Phyllis Rosner: Die Brüder Cervi | 45 |
| Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift | 50 |
| Siegfried Berndt: Wanderzirkus 1968 | 53 |
| Axel Frank: Zu Füßen des Popocatepetl | 56 |
| Orakel-Sprüche | 62 |
| Ausgelesenes – Abgehörtes | 65 |
| Hil: Wärmende Hüllen für kühle Tage | 66 |
| Liebe, Phantasie und Kochkunst | 73 |
| Rätsel | 76 |
| Treffpunkt | 78 |

Chefredakteurin: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Manfred Gebhardt · Literatur: Harald Kleinschmid Kultur: Siegfried Berndt · Leserbriefe: Frank Leuchte · Bildredaktion: Trude Gröllmann, Brigitte Voigt · Gestaltung: Bernd Meier · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: 108 Berlin, Clara-Zetkin-Straße 103, Telefon 22 57 30 · Verlag: „Das Neue Berlin", 108 Berlin, Kronenstraße 73/74, Telefon 22 51 26 · Druck III/9/1 Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, Lizenznummer 1213 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, Telefon 42 55 91, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR.

Titel: Werner Klemke; Fotos: O'Neill Camera Press (3) S. 5, 11, 32 33; Gautier (5) S. 7, 9; „Paris Match" (2) S. 7, 38; Richardson Vogue (1) S. 10 11; A. Feininger (1) S. 10; Bailey Vogue (1) S. 10; Opitz (1) S. 10; Pawelec (1) S. 11; Perrin (1) S. 17; G. Decaux (1) S. 20; Villeneuve Camera Press (2) S. 30, 31; Goersch (1) S. 30 31; Hermann (2) S. 37; Gröllmann (1) S. 39; Archiv (7) S. 45, 46, 47, 48, 49, 72, 73; Voigt (5) S. 53, 54, 55; March Penney Camera Press (4) S. 56, 57; Lagarde Camera Press (1) S. 61; K. Fischer (3) S. 64; Meinke (4) S. 66, 67, 68; Deutsches Modeinstitut (4) S. 66, 67 69; Wool Fashion Office Paris (6) S. 68, 69; Basta Paris (1) S. 68; Nasierowska (1) S. 76
Auf Seite 61 sehen Sie die Schauspielerin Jane Fonda

ner Frau – so wie sie die meinen – ganz genau. Ich bin schamlos genug, ihre Schwäche für Weinbrandkirschen (ohne Kruste) aufs Gemeinste auszunutzen und erkaufe mir für manches Kistchen gar angenehme Liebesbezeigungen. Auch meine Frau ist von rückständigem Bewußtsein. Da sie meinen größten Fehler, gut, viel und ausgiebig zu essen, kennt, bedient sie sich ebenfalls brutal meiner Schwäche und füttert mich mit köstlichen Suppen, Schmalzgebakkenem und anderen wohlschmeckenden Brutzeleien. Ich fürchte, daß man in 50 Jahren immer noch Leuten begegnen wird, die während „der Pflege der zwischenmenschlichen Beziehungen" die kleinen Fehler ihrer Partner für artige Spiele auszunutzen wissen. Im übrigen wird da auch für die „Fachfrau" das „geschlossene Visier" nichts nützen.
Aber, und jetzt kommen mir Bedenken, hat Frau Gertrud Kraatz ihre Frage etwa ernst gemeint?

## AUS FREMDEN BRIEFKÄSTEN

*An die „Frankfurter Rundschau", Frankfurt (Main).*

### „Umstrittene Ehrung für Ramcke"

Äußerst bezeichnend für den bei den bundesrepublikanischen Militärs herrschenden Geist ist die Auszeichnung Ramckes mit allen militärischen Ehren der Bundeswehr durch Minister Schröder, Ehrenzug der Bundeswehr mit Trommelwirbel bei der Beisetzung Ramckes und die Äußerungen Brigadegeneral Schmidts, daß die Haltung und Leistung Ramckes Ansporn für heutige Soldaten sein könne.
In den Memoiren dieses heute wieder als Vorbild so heiß empfohlenen Mannes, die lt. Vorwort des Reichsmarschalls Göring der deutschen Jugend gewidmet sind und ihr ein Vorbild geben sollen, steht u. a. geschrieben:
Polen 2. Weltkrieg. „Das Dorf, das am Westrand der Stadt liegt, brennt lichterloh, der Kampf ist voll entbrannt, die deutschen Panzer spucken Tod und Verderben. Mich überkommt ein befriedigendes Triumphgefühl. Ein Melder bringt uns einen Teller dampfender Erbsensuppe. Noch nie haben mir die beliebten Speckerbsen so gut geschmeckt wie hier auf dem Gefechtsstand bei Tomaschow."
Seinem Verlangen nach eigenem Grundbesitz gibt Ramcke so Ausdruck: „Hingegen waren fremdstämmige, besonders jüdische Schieber die Besitzer der besten Güter, die sie sich mit dem dem Volke abgegaunerten Geld erschwindelt hatten. Diesem unerhörten Zustand hat der Führer zum Segen des ganzen Volkes ein für allemal ein Ende gesetzt."
Das Buch endet: „Ohne Kampf kein Sieg! Über Gräber vorwärts!"
Auch 1968 wieder als Vorbild empfohlen. Natürlich zum Segen des ganzen Volkes. Nun denn, frisch auf!

*Edith Jürgens, Frankfurt a. M.*

## Rückwärtswaschbecken – international

*Inge Bolz, Moskau (UdSSR):*

Im Urlaub in der DDR hatte ich Gelegenheit, das Juniheft mit dem Beitrag des VEB Sanitärporzellan Dresden zum Thema „Rückwärtswaschbecken" zu lesen. Ich freue mich, daß dieses Problem auch einmal zur Sprache kommt. Nur verstehe ich nicht, warum man so kompliziert an die Dinge herangehen will. Weshalb ist die Konstruktion eines besonderen Frisierwaschtisches notwendig?

In Moskau zum Beispiel ist das Rückwärtswaschen auch gebräuchlich. Man verwendet die üblichen Waschbecken und Drehstühle, an deren Rückenlehnen ein Blech zum Ablaufen des Wassers angebracht wird.

*Und so sieht ein Rückwärtswaschbecken aus*

## Mit geschlossenem Visier?

*Im Juliheft veröffentlichten wir unter diesem Titel einen Brief unserer Leserin Gertrud Kraatz, in dem sie die Frage stellt, ob man seine Fehler und Schwächen offen zeigen kann. Hier die Meinungen anderer Leser:*

*Eckehardt Bruchmann, Obermaat, Burg:*

Wir bei der Nationalen Volksarmee haben uns in jeder Versammlung mit diesem Problem zu beschäftigen. Wie kann ich als Unteroffizier mit meinem Unterstellten, dem Matrosen, zusammenwirken, wenn er nicht den Weg zu mir findet und umgekehrt? Erst wenn er mir seine Probleme darlegt, kann ich ihm helfen als Vorgesetzter und Genosse. Auch ich habe das erst vor kurzem erkannt. Nur wenn man dem Kollektiv vertraut, kommt man weiter. Jeder, der Probleme hat, sollte sie nur mit anderen, mit dem Kollektiv, lösen, denn erst, wenn das Kollektiv die Sorgen und Nöte des einzelnen kennt, kann geholfen werden.

*Hubert Becker, Mühlhausen:*

Ihr Leserbrief von Gertrud Kraatz hat mich sehr interessiert. Ich meine, jeder Mensch hat Fehler und Schwächen, die oft auch anderen Menschen bekannt sind. Ich bin der Meinung, daß man seine Fehler und Schwächen nur demjenigen zeigen sollte, zu dem man Vertrauen hat.

*Günter Striegler, Berlin:*

Derlei „Probleme" löst man auch nicht nach dem dritten Mokka, sondern eher nach dem dreizehnten Wodka! Ich kenne die Fehler und Schwächen mei-

Pohli-Gesichtswasser mit Hamamelis – schützt und pflegt die Haut – entfernt Staub und Schmutz aus den Poren – beseitigt Hautunreinheiten – erzeugt Frische und Wohlbehagen

Pohli-Rasierwasser mit Azulen – scharf – angenehm kühlend – männlich herber Duft – belebt und entspannt die Haut, beseitigt Hautunreinheiten und unterstützt durch den Gehalt an Azulen Abheilvorgänge – sparsam im Gebrauch

HYDRO
KOSMETIK

HYDRO-KOSMETIK

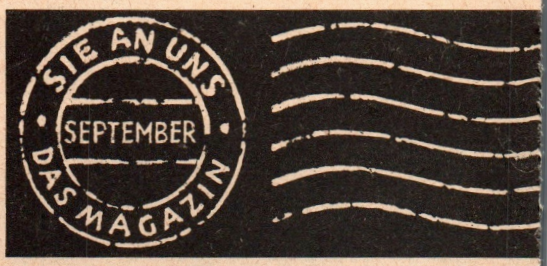
Hydro-Präparate beschleunigen die natürliche Rückfettung und regulieren den Feuchtigkeitsgehalt der Haut. Biologisch aktive Regenerationsstoffe, reine pflanzliche Öle und Wasser sind hier zu einem hautbelebenden Wirkstoffkomplex vereinigt, der die Haut glättet, strafft und sie gesund erhält.

VEB BERLIN KOSMETIK

DAS HAUS IM DIENSTE DER SCHÖNHEIT
104 BERLIN, ANKLAMER STRASSE 38

Gegen Einsendung nebenstehender Hydro-Marke erhalten Sie kostenlos unseren ausführlichen Hydro-Prospekt.

HYDRO




## Die Stadt Boccaccios ehrt Prof. Klemke

*P. G., Rom:*

Ich schicke Euch anbei ein Foto von Eurem Titelblattkünstler Prof. W. Klemke (links) mit dem Bürgermeister der toskanischen Stadt Certaldo, Marcello Masini.

Certaldo ist der Geburtsort Boccaccios, und es gibt dort im Geburtshaus des Schriftstellers eine internationale Ausstellung von Illustrationen zum Dekameron. In dieser Ausstellung sind auch die Illustrationen Klemkes ausgestellt, für die er mit einer Medaille der Stadt ausgezeichnet wurde.

*Wozu wir Herrn Prof. Klemke herzlich gratulieren.*

## „Verschönern Sie das Straßenbild?"

*Hermann Reschke, Seebad Ahlbeck:*

Herr Schmidtchen aus Karl-Marx-Stadt äußerte auf diese Frage im „Magazin", daß er die Straßen in seinem Bezirk für die schlechtesten der ganzen Republik halte. Wahrscheinlich hatte er noch nie Gelegenheit, die Straßen auf Usedom kennenzulernen. Die Straßen in Ahlbeck, besonders die mit den stolzen Namen von Karl Marx und Maxim Gorki, halten jeden Rekord. Im Gedenkjahr dieser beiden Großen ist das besonders zu bedauern. Und was mögen die Gäste sich gedacht haben, die zur Ostseewoche nach Ahlbeck kamen?

## Notizen aus der „freien Welt"

*Klaus Weinreich, Görlitz:*

Ihre „Notizen aus der ‚freien Welt'" sind eine interessante Ergänzung zu den Nachrichten, die uns zur Zeit aus den USA erreichen. Ich hoffe, daß ich auch in Zukunft Beiträge dieser Art im „Magazin" finden werde.

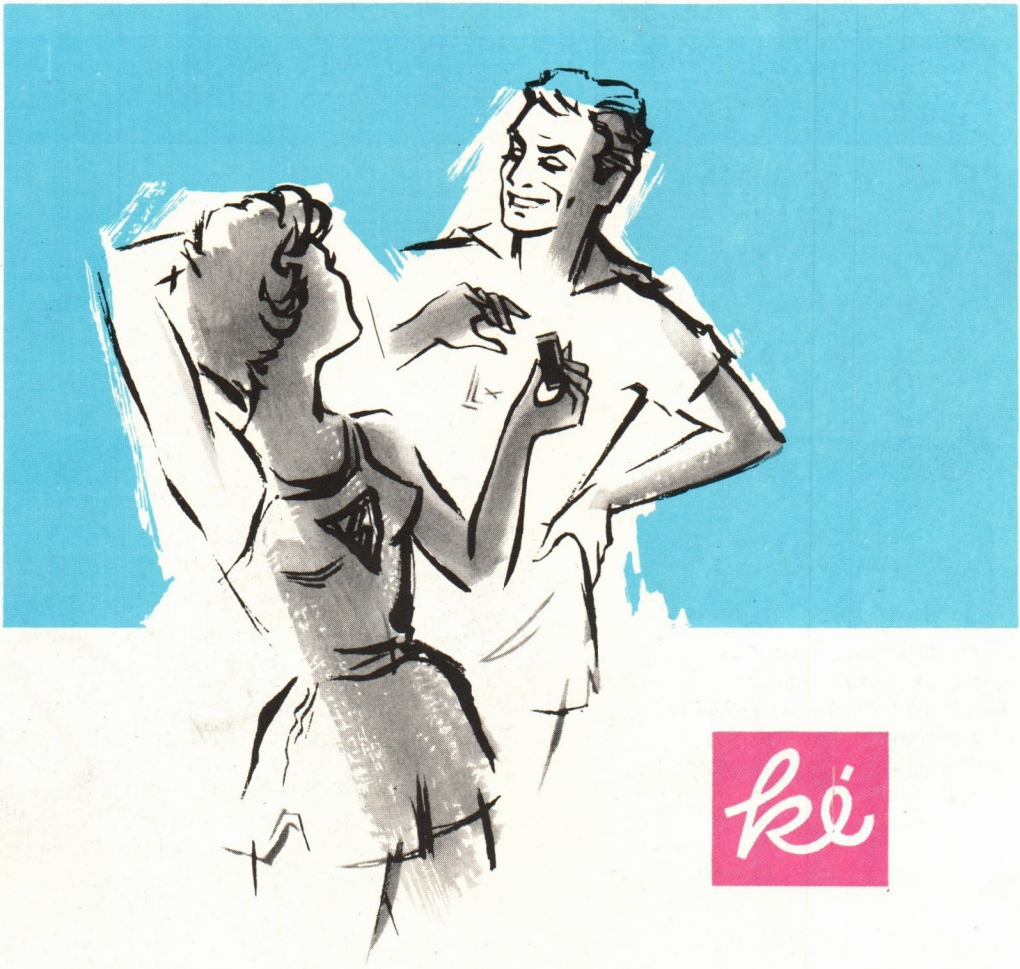
# Mit zwanzig Jahren strahlend jung

Warum „Freie Läden" und warum „Freie Restaurants"? Das war im November 1948 die Frage, die viele Menschen bewegte.
Die Antwort wurde durch das einheitliche und bewußte Handeln unserer Werktätigen unter Führung der Partei der Arbeiterklasse gegeben.

Heute nach zwanzig Jahren erfolgreicher Arbeit hat sich aus den bescheidenen Anfängen ein bedeutendes Handelssystem entwickelt, das mit der Kraft seiner über 200 000 Mitarbeiter einen wesentlichen Beitrag für die Entwicklung des gesellschaftlichen Systems des Sozialismus leistet.

Gemeinsam geht's besser!
Über 100 000 Menschen unserer Republik leisten in den gesellschaftlichen Organen der HO-Beiräte einen wesentlichen Beitrag zur Verbesserung der Versorgung. Das ist ein Ausdruck enger und herzlicher Verbundenheit mit allen Werktätigen unserer Republik.

Die Mitarbeiter des volkseigenen Einzelhandels grüßen Ihre Partner und Kunden und sagen ihnen Dank für die aktive Hilfe und Unterstützung. Ihr besonderer Gruß gilt allen sowjetischen Freunden, die das feste Fundament für einen friedlichen und fortschrittlichen Handel schufen.



ké

Gerade dort beim SPORT
man transpiriert – das geniert.
Nehmen Sie ké – dann ist das passé!
Ein paar Striche – Sie haben Frische!

**DESODORSTIFT**

macht hautfrisch und atmungsaktiv
und – er macht Sie sympathisch!

ké · 1,70 M, im Fachhandel erhältlich

EIN Reichalda ERZEUGNIS

# KASKO

bevor es
zu spät
ist!

DEUTSCHE VERSICHERUNGS-ANSTALT